

487040

Westland

Zeitschrift für die Kultur
der Westdeutschen

JAHRG. III, NR. 8 / II. JANUAR-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. v. HANNENHEIM

DER AUFSTIEG. ROMAN

DR. RICHARD CSAKI

UNSER KULTURPROGRAMM

DR. CARL SIEGEL

VOM ZUFALL

DR. HEINZ BRANDSCH

RELIGION UND KIRCHE IN

BJÖRNSONS WERKEN

KITTY HOLDEREGGE

UNGUNST DER STUNDE

KRITIK DES TAGES / LITERATUR / BILDENDE KUNST

ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN / MITTEILUNGEN

DER SCHRIFTFÜHRUNG

MUSIKBEILAGEN: ARTHUR STUBBE: DEUTSCHE HEIMKEHR

KARL J. DECKER: DES JUNGGESELLEN AUSZUG

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
: Ostdeutschen :



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csafi

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsvertriebe und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Deutsche Heimkehr.

(Hermann Klöss.)

Müde, schleppend. = 68

Arthur Stubbe.

Sie wan-ken
Sie wan-ken heim, sie
Sie wan-ken heim, sie wan-ken

Sie wan-ken heim, —
heim — die Hee-re, aus
wan-ken heim, —
heim, —

West und Ost und Süd; —
wie bit-tern

wie bit - tern

wie bit - tern Trau - - - mes
wie bit - tern Trau - mes Schwe - - re zieht's

Trau - mes Schwe - re zieht's je - - -
Trau - - mes Schwe - re zieht's je - dem durch's Ge -

Schwe - re zieht's je - - dem durch's - - Ge -
je - - dem durch's - - Ge -

dem durch's - - Ge - -
müt. Einer: „Ka - me - rad, mir stockt die

müt. Sie wan - ken heim, - - - die
müt. Sie wan - ken heim, - - - die

Spra - che vor Zorn und Scham und Scham und Not;

Hee - re, sie wan - - ken heim, sie wanken
wan - - - ken

Hee - re, sie wan - - ken heim, sie wanken

früh-tags, wenn ich er-wa-che, wünscht'ich, ich

cresc. *mf*

heim, die Hee-re, sie wan-

heim, die Hee-re, sie wan-
läg' schon tot!" *Alle:* Sie wan-ken heim-

ken heim. Sie wan-ken heim, die

mf

ken heim. *Einer:* "Und mir kreist noch die
(Mit verhaltenem Ingrimm)

Hee-re, wan-ken heim, wie bit-tern.

cresc.

Sal-le im Schlaf durch Hirn und Blut:

poco rit.

Trau-mes Schwe-re zieht's je-dem durch's Ge-

mf *poco rit.*

will's Gott denn, das zer-fal-le mein Volk voll Kraft und

a tempo

müt. Sie schreiten oh-ne Lieder, wie Kna-ben trot-zig

cresc.

Glut?" *Alle:*

breiter

stumm... Deutschland, Deutschland, wann singst du wie-der?

Deutsch BCL Cluj / Central University Iland! Cluj

Deutschland, Deutschland, wann singst du wie-der?

marcato

Deutsch — — — — — land!

Sehr breit

Die Welt lauscht dir rings-um!

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 8 — Zweites Januarheft — 1921

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XIX. (Fortsetzung.)

Runz blickte aus der Ecke des Wagens, in die er sich zurückgezogen hatte, düster in die Landschaft hinaus. Er suchte einen Lichtstrahl hinter den Wolken, aus denen unaufhörlich Wassermassen niederfielen. Er suchte auf den Höhen, hinter den Gipfeln der Bäume, deren Kronen sich mit den dunkeln Wolken vermischten. Er suchte hinter den Häuschen, die am Fuße der Berge als kleine weiße Flecken auf dunkeln Hintergründe schwammen. Er suchte mit wachsender Ungeduld, was er doch nicht finden konnte: den Schimmer, der die Sonne bringen sollte. Von Zeit zu Zeit leuchteten seine Augen zornig auf, sie wünschten nicht mehr, sie befehlen — der Sonne, die als Befreierin am Himmel erscheinen sollte, erscheinen mußte und nicht erschien.

In der Ferne ragte ein Kirchturm in die Landschaft hinein. Der Regen, der sie durchzog, glich dünnen Spießern, die eine zürnende Gottheit schleuderte. Und es konnte scheinen, daß der Kirchturm den Spießern sowie der Gottheit frech die Spitze bot.

Walda blickte aus der anderen Wagenecke unter den weißen Straußenfedern ihres enormen Hutes vor sich hin. Er bildete gleichsam ein zweites Schutz-

dach unter dem Schutzbach aus schwarzem Leder. Doch weder Hut noch Wagendecke konnten vor den Regenmassen schützen, die von der Seite in den Wagen drangen. Sie blickte immer auf dieselbe Stelle, ein Fleckchen mattes Leder. Sie sah darin vielleicht Italien, Paris oder jenes unbestimmte Land der Sehnsucht, das man nie erreicht.

Vor einem blaugetünchten Bauernhause hielt der Wagen an. Unter dem Vordach, in ihren groben Rittel mehr verpackt als gekleidet, saß eine alte Bäuerin auf einer Bank aus Holz. Das braune, durchfurchte Gesicht blickte starr unter einem weißen Kopftuch auf eine Stange, die sie fest in ihrer Linken hielt. Die rechte Hand zog, mit regelmäßigen Bewegungen, weiße Fäden aus dem Hanf, der an dem einen Ende der Stange befestigt war. Ihre Blicke folgten den Bewegungen mit einer Andacht und Versunkenheit, als ziehe sie aus der spröden Masse alles was sie für das Leben brauchte.

Walda drängte einzutreten. Doch die Blicke der Alten mußten, um Runz wieder zu erkennen, erst Welten durchwandern, bevor sie zum Stillstand kommen konnten. Sie erhob sich von ihrem Plaze und begab sich gebückt, von Runz, Walda und Lutz gefolgt, durch den Hof in ein

niedereres Gebäude, dessen Türe beim Öffnen und Schließen in den Angeln krachte.

Aber einem großen Fleck, den die Feuchtigkeit an den Wänden gebildet hatte, blickte die Mutter Gottes verklärt aus ihrem Rahmen von semmelblondem Haar auf die Eintretenden herab.

Die Alte lehnte die Hanfstange an das einzige Möbelstück des kleinen Raumes, einen breiten Schubladkasten, auf dem die von einem Kreuz verzierte mächtige Bibel des Hauses glänzte.

Sie nahm einen großen Schlüssel, der an der Wand über einer Strohmatratze hing und durchquerte abermals den Hof, lautlos wie sie alles tat.

— Sieh Walda, sagte Runz, um das düstere Schweigen zu brechen, auf dieser Veranda und in dem Garten, dort unter dem Birnbaum, habe ich die besten Zeilen meines Lebens geschrieben.

— Doch komm jetzt rasch, entgegnete sie. Ich bin durchnäßt bis auf die Haut.

Und sie eilte die Stufen zur Veranda hinauf, die zur Wohnung führte. An den Wänden der Küche gruppierten sich Bildnisse zahlreicher Heiliger in verschiedenen Größen und grellen Farben. Doch auf den Tischen glänzten diskret einige Krüge aus Ton und Zink.

Die Bäuerin fuhr mit der Hand über den Herd, der nie gedient haben konnte, so blank sah er aus. Sie prüfte sorgfältig den zweiten Raum, wie um sich zu überzeugen, daß alles für ihre Gäste in bester Ordnung sei. Dann aber erklärte sie mit Bestimmtheit, daß sie die Wohnung nicht vermieten könne.

— Warum nicht? fragte Walda, nahe daran auszubrechen. Weshalb sind wir dann überhaupt hierher gekommen?

Der Redakteur entgegnete leise:

— Bleibe ruhig. Die Alte will die Wohnung nie vergeben. Sie tut es indessen schließlich doch.

Er fuhr noch leiser fort, als spreche er im Zimmer einer Sterbenden:

— Diese Räume sollen nur Paraderwohnung sein. Die Alte will sich hier seinerzeit aufbahren lassen. Es soll hier niemand beherbergt werden, außer ihr, selber . . . wenn sie einmal gestorben ist . . . Das alles ist aber nur ein Prinzip oder vielmehr eine fixe Idee.

Er reichte der Alten ein Goldstück hin. Sie betrachtete eine Zeit lang das blinkende Metall, drehte es in den Fingern, wies es zurück, ließ sich indessen bereden es zu behalten und steckte es in die Tasche ihres Kittels. Sie murmelte unverständliche Worte vor sich hin, die man für eine Zauberformel halten konnte und verschwand in dem Gemäuer, das sie schon zu ihren Lebzeiten beherbergen durfte.

Walda deckte auf der Veranda den Tisch. Doch anstatt zu essen, blickte sie über den Hof in den Garten. Die Bäume tauchten aus dem Wasser hervor, ihre Äste glichen den Armen von Ertrinkenden, die um Hilfe flehten.

— Was hast Du noch immer? fragte Runz, den Waldas starrer Blick beängstigte.

Sie antwortete erst nach einer Pause:

— Ich denke daran, daß es in meiner Jugend für mich Hausbälle gegeben hat und einen Wintergarten . . . Und dann muß ich daran denken was für eine Dummheit es gewesen war Maud zu mir auf das Land einzuladen. Nun kann sie hier Zeugin von einem freudlosen, verfehlten Leben werden.

Walda hatte ähnliche Töne schon öfters angeschlagen. Runz empfand indessen, daß sie heute um einige Nuancen bestimmter, schärfer spräche. Und dieses wenige war es, was ihn erbeben ließ.

Die Einwände, die er machte, um Walda zu beruhigen, weckten einen unerwartet starken Widerhall in ihr. Sie wendete sich nunmehr direkt gegen ihn.

Er widersprach. So überhäuften sie sich bald mit Vorwürfen, bei denen jeder den eigenen guten Willen, die eigene Opferfreudigkeit beteuerte, den Mangel an Verständnis des anderen Teiles ins Treffen führte. Und diese Vorwürfe erweiterten mehr und mehr den Abgrund, der zwischen zwei Menschen von verschiedenen Gefühlen und Interessen klast.

Sie hatten die Veranda verlassen, ohne an die Speisen gerührt zu haben. Nun ging Walda in der Küche auf und ab.

— Deinem Vorwärtkommen hast Du immer alles geopfert, rief sie aus. Jeder Mensch, jedes Buch, alles von dem Du glaubtest, daß es Dich weiter bringen könnte, ist Dir von jeher mehr gewesen als ich. Und es wird so bleiben. Gib Dich da keinen Illusionen mehr hin.

— Du bedenkst nicht, wandte er ein, daß ich niemals in unserer Ehe die absolute Ruhe gefunden habe, die ein Mann der Arbeit braucht. Auf jeden Menschen, der sich mir nähern wollte, auf jedes Buch, das ich lesen, auf jede Zeile, die ich schreiben mußte, bist Du eifersüchtig gewesen!

Sie warf den Kopf zurück.

— Deshalb werde ich Dich nun von mir befreien.

— Es hat keinen Zweck, Walda, von Dingen zu sprechen, an die man selbst nicht glaubt und dabei seinen Nächsten Wunden zu schlagen, die wirklich bluten.

— Ich bin aber fest entschlossen, nach Wien zu meinen Eltern zurück-zukehren!

Er fuhr mit neuer innerlicher Erregung zu sprechen fort, die als Resultat langer, verhaltener Leiden plötzlich in einem Augenblick zum Ausdruck kommt und die Wirkung der eigenen Worte nicht mehr berechnen kann.

— Ich halte Dich von nichts mehr zurück. Du bist frei, wenn Du es durch-

aus so haben willst. Kehre zu Deinen Eltern zurück. Ich habe noch meine Arbeit!

Wie oft hatte er dergleichen gesagt und wie oft hatte ihn Walda angehört. Doch heute loderte sie auf wie Stroh.

— Gerade Deine Arbeit ist es, die alles in uns zerstört hat. Und sie ist auch schuld daran, daß wir jetzt hier sind! Diese Arbeit hasse ich und manchmal auch den, der sie geschrieben hat.

Einige Augenblicke lang sah sie wild um sich.

Plötzlich ergriff sie die schwarze Ledertasche, die auf dem Rükchentische im Lichtkreis der Kerze lag.

— Laß das in Ruhe, schrie Runz auf. Das gehört mir, mir allein und es ist das einzige was mir noch bleibt!

Die beiden standen sich eine Zeitlang, Auge in Auge wie zwei Feinde gegenüber. Schließlich warf Walda das Manuskript mit einer Gebärde der Verachtung — der Verachtung, die nicht überwinden kann — in die eine Ecke des Raumes.

— Luz, sagte sie, komm mit mir. Wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Sie eilte mit dem Tier, das freudig bellte, der Veranda zu. Hier blieb sie stehen.

— Du kannst Maud allein empfangen, rief sie zurück, allein empfangen, verstehst Du mich und allein behalten.

Hierauf stürzte sie die Treppe der Veranda hinunter, in den Regen hinaus.

Er hob die Tasche vom Boden auf und legte sie auf den Rükchentisch zurück. Er fühlte sich aufgewühlt, ohne Grund gekränkt und voll von Haß. Doch nach wenigen Minuten eilte er in den Hof hinaus, wie wenn eine andere Kraft ihn nach einer anderen Richtung triebe. Er fand Walda mit Luz auf der Bank, wo Mensch und Tier vom strömenden Regen durchnäßt, durchweicht und geschüttelt wurden.

In einiger Entfernung davon saß die Bäuerin an ihrem Fensterbrett. Ihre Kerze beleuchtete mit milder Flamme die Lettern der Propheten und Evangelisten. Man hätte glauben können, das Leuchten ginge vom Buche aus. Es durchglühte in der That den engen Raum, der durch das vergitterte Fenster sichtbar wurde und die Gestalt der alten Bäuerin, bis zu den Lippen, die sich leicht bewegten.

Walda verharrte noch längere Zeit in ihrer fauernden Stellung, bevor sie sich bewegen ließ, ins Zimmer zurückzukehren und sich ins Bett zu legen. Wollte sie sich den Tod holen, um eine Schuld auf Runz zu laden? Er blieb lange am Rande des Bettes sitzen.

— Walda, rief er aus, Du weißt es doch, ich habe es nie verstanden, das aus mir herauszubringen, was mich bewegt...

Sie entgegnete milde:

— Ich muß jetzt ruhn. Geh, sieh endlich nach Deiner Arbeit.

Runz ging in der That wieder in die Küche hinaus und setzte sich an den großen Tisch, auf dem die Kerze brannte.

Er öffnete die Ledertasche, um ihr Papiere zu entnehmen: — einige Fexen Papier — die er beschrieben hatte und die er noch beschreiben sollte.

Er betrachtete sie lange, liebevoll, er wog sie in den Händen.

— Endlich ein Schlupfwinkel, sagte er sich beim Anblick der winzig kleinen Buchstaben, ein Obdach, in dem ich geträumt und gerungen, in dem ich mir Raum geschaffen habe und in dem ich noch träumen und ringen werde. Und es ist ein Schlupfwinkel nicht nur gegen Wind und Regen, sondern vor allem gegen Gedanken, die quälen, weil sie Fremde sind in der eigenen Welt, Eindringlinge, die sich schwer vertreiben lassen und die immer wiederkehren. Und nun gilt es Besitz zu ergreifen, nicht nur von

dem Bauernhaus, sondern von den Feldern, die sich dehnen, die sich in Freiheit strecken, auf denen die Gräser und Blumen in die Höhe schießen. Es gilt Besitz zu ergreifen von den Wäldern mit den uralten Bäumen, die gewaltig ihre Äste nach allen Seiten ausbreiten, von den Berg Rücken, die man erklimmt, um in das Tal hinabzusehen, um die Menschen aus der Ferne zu betrachten, ohne Haß.

Er begann zu lesen von Anfang an, das Werk, das er nun vollenden sollte. Ihm war, als entdeckte er eine neue unbefannte Welt, von der er kein Ende sehen konnte. Und plötzlich hatte er das unbestimmte und doch befreiende Gefühl, als entrückten ihm die kleinen, widerwärtigen Ereignisse der letzten Tage, Wochen, Monate mehr und mehr, als stürze hinter ihm ein ganzer Berg zu Schutt und Moder zusammen.

Er kramte in der Tasche nach anderen Papieren, es war als ob er nach Schätzen suchte, die in ihm die Illusion seiner wunderbaren Wanderung wach erhalten sollten.

Da fiel unter lautem Klirren die Redaktionschere auf den Tisch. Runz fuhr zusammen.

Wie kommt diese hierher?

Er hatte sie mitgenommen. Oder vielmehr sie war selber und wie selbstverständlich mitgekommen, als gehörte sie, gleich dem Schatten, mit zu seinem Wesen. Und nun lag sie da, als Symbol der Redaktion, als Symbol der Redaktionstätigkeit, die nur Stückwerk hervorbringen kann.

Runz schob sie weit von sich, an die eine Ecke des Tisches.

Er las weiter. Er las in wenigen Stunden alles was er in Jahren geschrieben hatte, in seinen freien Stunden, so oft er nicht mit der Chere klappern mußte.

Seine Augen flogen über die Zeilen.

Sie leuchteten von Zeit zu Zeit, sie wurden matter und leuchteten wieder auf. Sie verfinsterten sich und starrten wie leblos in die Leere.

— Ist dies das Ganze? fragte er sich. Ist dies das Ganze?

Und er schob das Manuskript weit von sich weg, zu der Schere, die an der einen Ecke des großen Tisches matt beim Scheine der Kerze glänzte.

Wenn er darüber Kritik hätte schreiben müssen, als Redakteur, er hätte die Arbeit zerrissen, vernichtet, so daß nichts von ihr übrig geblieben wäre. Denn die gelungenen Einzelheiten, die pitoresken Details — sie geben noch kein Ganzes.

Diese Arbeit hätte ihn befreien sollen, von der Materie, von der Redaktion, vom Posten des Redakteurs . . . Sie hätte ein Ideal des Lebens neben die Banalität der Wirklichkeit hinstellen sollen. Und sie war abermals nur Stückwerk, als ob auch hier nur die Schere gewütet hätte, wie in der engen, düsteren, kalten Redaktion von dazumal . . . Es war abermals nur Materie . . . Es war sogar noch schlechter wie all das, was er im Leben des Alltags, im Beruf hat zustande bringen können. Dort hat es mehr Kraft, mehr Leiden, mehr Schönheit, mehr Seele, mehr Hoffen, mehr Ringen und mehr Geheimnis gegeben. Wie konnte es möglich sein, daß so wenig von all dem auf dem Papier zurückgeblieben war.

Er mußte wieder daran denken, wie er vor Jahren zum ersten Male die Redaktion betreten hatte — mit denselben Gefühlen ungefähr, wie später Kärgel. Und von jenem Tage an hatte er die eigenen keimenden Ideen unterdrücken und immer wieder unterdrücken müssen, weil sie immer wieder keimen wollten . . . Und er hatte die Ideen Anderer — für den Geschmack, den Horizont von Spießern — zurechtschneiden, verstüm-

meln müssen. Und die Ideen, die Manien, die Vorurteile Fremder, haben immer mehr und mehr von seinem Leben Besitz ergriffen, wie eine Schmarogerpflanze, die emporwächst, gedeiht, den Baum aufsaugt, der sie mit seinem Schatten schützt, ihn in den Schatten stellt und schließlich ganz verdorren läßt.

Kunz blickte zum Fenster hinaus. Auf der Straße, einige Schritte von ihm, beim matten Scheine einer Laterne, ragte ein steinernes Kreuz aus dem Erdboden hervor, unter einem von vier Säulen getragenen Dach.

— Dort sammeln sich die Menschen im Vorübergehen, dachte er, sie erheben sich zu ihrem Gott, in aller Eile, die sonst so schwerfälligen Seelen. Sie brauchen sich nicht mehr zu schaffen das Ewige, Einzige, Unsterbliche, nicht mehr neu zu beleben, um sich daran zu klammern. Es lebt von selbst wie durch ein Wunder. Es flackert beständig und lodert hell auf von Zeit zu Zeit. Sie finden es bei dem mit Gras überwucherten Stein, unter dem Dach aus angefaultem Holz. Sie finden im Überfluß, ohne Anstrengung, ohne Qual, was ihre Sehnsucht braucht, was ein Gottloser erringen muß und oft nicht erwerben kann.

Noch niemals war Kunz eine Straße so düster erschienen, wie die Dorfstraße vor seinen Augen. Es war so dunkel, daß er glauben mußte, es sei immer so dunkel gewesen und müsse so dunkel bleiben. Der Regen, der ununterbrochen weiterfiel, erweckte nunmehr das Gefühl in ihm, es müsse alles zerfließen, es müsse alles sich auflösen, mit allen Teilen seines Körpers, seiner Seele.

Er betrachtete wieder das Manuskript. Es schien ihm ein Hohn auf sein ganzes Leben und Schaffen zu sein. Die kleinen Buchstaben kamen ihm wie verkrüppelte Lebewesen vor, die ihrem Schöpfer fluchten, die ihn verhöhnerten.

— Unzulänglichkeit! Schwäche! Stückwerk!

Das Blut stieg Runz in den Kopf, wie vor einem Feind, der mit Schmä- hungen zum Kampfe fordert. Seine Augen leuchteten haßerfüllt, sein Körper glühte.

Er erfaßte die Schere und zerschchnitt mechanisch Teile seines Manuskriptes, wie er bisher Zeitungen zerschnitten hatte — die Ideen anderer.

Sein Fehler war die Schwäche, die Halbheit, so oft es gegolten hat ein Ganzes zu schaffen. Deshalb hatte er — mit der Schere und mit der Feder — nur Stückwerk hervorgebracht.

Er zerschchnitt weiter Teile seines Manuskriptes. Dann aber zerriß er, mit wachsender Wut, die einzelnen Teile, als wolle er einen Feind zerfleischen. Schließlich trat er vor den Ofen hin, der noch nie gedient, der noch niemals das eigene Zerstörungswerk begonnen hatte. Und Runz machte Feuer mit den Stücken seiner Arbeit. Er kniete lange vor dem Ofen, der nicht Feuer fangen wollte, als sträube er sich das zu vollenden, was Runz soeben begonnen hatte. Doch plötzlich loderte alles hell auf und sank nach wenigen Minuten zu Asche zusammen.

Nachdem das letzte Glühn erloschen war, setzte sich der Redakteur mechanisch an den Schreibtisch nieder, als ob er sich

wieder an die Arbeit machen wollte. Aber er starrte plan- und ziellos vor sich hin. Er betrachtete schließlich die Heiligen, die hell an den Wänden leuchteten.

Ein Mann mit struppigem Bart blickte auf ihn herab, wild, fanatisch, ein Mann, der offenbar fest an seinen Ideen hing, an seinen fixen Ideen, um dafür einzutreten und zugrunde zu gehen.

Indem Runz längere Zeit den Heiligen betrachtete, den Mann mit dem struppigen Bart und den wilden Augen, nahm dieser in seiner Phantasie die Züge Kärzels an. Und der Schriftsteller wurde wieder vor Runz lebendig, er erstand aus dem Apostel von Papier, wie ein Phönix aus der Asche. Er lebte neu auf mit seinem struppigen Haar, dem finsternen Gesicht, seinen Worten und Gesten.

— Dem Mann sind auch alle Türen verschlossen, dachte Runz. Und doch, er hatte Talent, auch er . . . Ich habe den Mann überwunden. Doch indem ich mich stark zeigte, ihm gegenüber, habe ich mich geschwächt . . . Er hatte doch recht, als er im höchsten Zorn zu mir, von mir sprach, als er mich am tiefsten verletzen wollte, als er mir Worte sagte, die er sicherlich selber für übertrieben hielt . . . Sie reichten noch gar nicht heran an die traurige Wahrheit! (Fortsetzung folgt.)

Nervöser Abend

In den teergetränkten grauen
Himmel greifen nackte Bäume —
wenn ich doch nur nicht versäume,
was ich Lichtes könnte schauen!

Schatten kriechen durch die Gassen,
nirgend sich der Blick mir weitet —
ach, wenn mir nur nicht entgleitet,
was mich könnte leben lassen!

Oskar Walter Gijet

Unser Kulturprogramm

Von Dr. Richard Csafi

Je länger die in Groß-Rumänien verteilten deutschen Siedlungsgruppen Gelegenheit haben, von einander genauere Kenntnis zu nehmen, um so dringender stellt sich die Notwendigkeit heraus, auf den einzelnen Gebieten des völkischen Lebens einheitlich vorzugehen.

In der politischen Betätigung war diese Notwendigkeit am brennendsten, die politischen Führer haben infolgedessen auch am ehesten den Weg zu einer gewissen geschlossenen Stellungnahme im Parteigetriebe und im Parlament finden müssen. Die politische Arbeit stellt sich auf die harten Forderungen der Tagesereignisse ein, das politische Handeln wird geleitet von Denknotwendigkeiten, denen sich keiner recht entziehen kann, sollten sich sonst auch noch so viele gemütlche und willensmäßige Hindernisse in den Weg stellen. Eine solche Denknotwendigkeit für alle deutschen Politiker in Groß-Rumänien bildet die Einsicht, daß unsere Politik nur dann einigermaßen Aussicht hat, unseren Besitz, Kirche, Schule, unsere kulturelle Betätigung zu schützen und unsere rechtliche Stellung als nationale Minderheit zu gewährleisten, wenn sie nach außen als eine festgeschlossene, in allen gemeinsamen Fragen einheitlich vorgehende parlamentarische Gruppe auftritt.

Langsamer pulsiert das kulturelle Leben. Während die schon durch ihren Beruf agilen Politiker eine Organisation für das politische Leben bereits gefunden haben, spinnen sich in den einzelnen kulturellen Betätigungsfeldern die Beziehungen langsam, schwerfällig an — von einem Organismus, der, einheitlich geführt, nach einem festumrissenen Plan den gemeinsamen Endzweck vor Augen sieht,

kann noch lange keine Rede sein. Daß die Arbeit auf diesen Gebieten einer unter bestimmte Gesichtspunkte gefaßten Organisation mehr Hindernisse bietet, daß ein Zusammenfassen der Kulturbetätigung unseres Volkes umständlicher, langwieriger als das der Politik sein muß, leuchtet aus verschiedenen naheliegenden Gründen ein. Ist doch das Schwergewicht der politischen Arbeit auf die Schultern verhältnismäßig weniger, führender Männer gelegt, während die Kulturtätigkeit, weitverzweigt, schließlich jedes mitarbeitende Glied der Gemeinschaft einschließt — jeder Dorfschullehrer, jeder noch so kleine Verein mit kulturellen Zielen ist hier ein Faktor; dazu ist der Kreis der Aufgaben ein vielfältiger — wie vielerlei müßten wir aufzählen, um den Bereich der Kulturarbeit in unserem Volke zu umschreiben, während doch der Umfang des politischen Lebens leicht umgrenzt werden kann. Ein kultureller Zusammenschluß bietet weiter die Schwierigkeit, daß Verschiedenheiten in der bisherigen Entwicklung der einzelnen Siedlungsgebiete aus- und angeglichen werden müssen; dieser Prozeß bedarf aber einer gewissen durch die Zeit bedingten Ausreifung. Der politische Zusammenschluß dagegen kommt als ein Produkt der aktuellen Notwendigkeit und der nüchternen Überlegung rascher zustande — er kann allerdings, wenn er nicht genügend kulturpolitisch begründet ist, auch nur ein Bündnis von heute auf morgen sein.

Gerade dieser Umstand aber lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß eine Annäherung der Deutschen Groß-Rumäniens auf dem Boden kultureller Betätigung wichtiger ist, weil sie nicht nur der rein utilitaristischen Sachlage,

sondern der rassenmäßigen Sympathie, nicht nur dem Verstande, sondern auch dem Gemüt entsprungen, mehr Dauer verspricht. Unsere deutschen Siedelungen aber zu einem festgefügtten Kulturkreis zusammenzuschweißen, dessen bindende Klammern über die Jahrhunderte reichen, kann nur im Sinne der Politik sein, kann nur Hand in Hand mit deren unter höhere Perspektiven gestellten Aufgaben gehn: Ein dauernder politischer Zusammenschluß aller Deutschen Groß-Rumäniens kann nur auf Grund einer alle Zweige des höheren Lebens durchdringenden einheitlichen völkischen Kulturorganisation erreicht werden.

Auch aus diesem Grunde ist es eine unabweißbare Pflicht der Volksführung, an die Schaffung dieses Zusammenschlusses heranzugehen — und zwar je eher um so besser!

Als vor anderthalb Jahren — also unmittelbar nach der Konsolidierung Groß-Rumäniens — in einem zu diesem Zweck zusammenberufenen Ausschuß die Frage eines Kulturbundes der Deutschen Groß-Rumäniens zum erstenmal erörtert wurde, war die Sachlage für die Durchführung einer solchen Organisation noch durchaus ungeklärt. Es blieb tatsächlich bei der einen Sitzung, der Ausschuß hat nicht mehr getagt. Heute sehen die Dinge schon etwas anders aus. Bei richtiger Auffassung des Problems halte ich es bereits für durchaus möglich, daß im Laufe der nächsten Zeit die ersten Hebel zur Zusammenfassung der gesamten Kulturbetätigung unseres Deutschtums in Groß-Rumänien unter einheitlichen Gesichtspunkten angelegt werden können.

Wie eine solche großzügige Organisation praktisch verhältnismäßig einfach durchgeführt werden könne, darüber möchte ich bei kommender Gelegenheit einmal sprechen.

Diesmal sei nur auf das zu schaffende Organ hingewiesen, das berufen wäre, die gesamte Kulturtätigkeit der Deutschen Groß-Rumäniens von einer weiten Ausblick gewährenden Plattform aus großzügig und einheitlich zusammenzufassen; die von dieser Zentralstelle zu lösenden Aufgaben bedeuten gleichzeitig auch das gemeinsame Kulturprogramm.

Ich denke dabei an die Aufstellung eines „**Kulturamtes**“. Es handelt sich um eine Arbeitskanzlei, die in organischer Verbindung mit allen völkischen Kulturbestrebungen zu stehen und so die Mittelstelle für die systematische, planmäßig durchgeführte Eingliederung aller Kräfte in ein organisch arbeitendes Ganze zu bilden hätte, denn nur systematisches Ineinanderarbeiten kann bei der gegebenen geographischen Zersplitterung uns vor einer kulturellen Zersplitterung und damit vor einer unnötigen Kräftebergeudung schützen.

Die folgende Aufzählung der einzelnen Punkte unseres Kulturprogrammes macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; es werden sich noch unendlich viele Teilarbeiten aus der praktischen Tätigkeit des einmal aufgestellten Kulturamtes ergeben.

1. Die beiden wichtigsten Faktoren unserer völkischen Kultur — Schule und Kirche — werden natürlich nur sehr bedingt in den Rahmen des Arbeitsgebietes einzufügen sein — nur insoweit nämlich, als das Kulturamt aufmerksam den Stand des kirchlichen und Schullebens in allen Siedlungen zu verfolgen, das statistische und sonstige Material darüber zu sammeln hätte.

2. Ein Kontakt mit dem wirtschaftlichen und politischen Leben und den darin maßgebenden Persönlichkeiten wäre herzustellen, einerseits um die systematische Kulturarbeit in eine wirksame Parallele mit den übrigen leitenden Triebkräften des völkischen Da-

feins zu bringen, andererseits um sich deren Unterstützung jeweilig zu sichern.

3. Die innigste Zusammenarbeit aber müßte angebahnt werden mit den deutschen Verbänden und Vereinen jeder Art. Es ist sogar zu erwägen, ob sich die deutschen Vereine nicht selbst in diesem Kulturamt ihre eigene Arbeitszentrale schaffen sollen. Liegt doch bei dem Charakter des deutschen Volkes gerade im Vereinsleben die Schwerkraft der öffentlichen Betätigung. Solange noch die einzelnen Siedelungen auf sich selbst angewiesen waren und auch hinsichtlich des Vereinswesens ihr Sonderdasein führten, war eine Zusammenfassung der Arbeit wohl leicht möglich. So arbeiteten z. B. in Siebenbürgen die Vereine mit ihren verschiedenen Zwecken ruhig nebeneinander, ergänzten sich wohlätig, und an den von Zeit zu Zeit stattfindenden „Vereinstagen“ wurde über diese Arbeit Rechenschaft gegeben, so daß auf diese Weise ein gewisses System in die Sache kam. Bei den so ganz verschieden gearbeteten, weit verstreuten, nicht an dieselbe Tradition gebundenen Siedelungsgruppen muß nun gewissermaßen ein „künstliches Mittel“ angewendet werden, um die Vereinsarbeit in gewissen Beziehungen einheitlichen, durch die Gemeinsamkeit höheren und weiteren Zwecken zuzuführen — dieses „künstliche Mittel“ ist eben das Kulturamt. Es ist orientiert über alle deutschen Vereine Groß-Rumäniens, es sammelt, ergänzt, wo Lücken sind — mit einem Wort alle Fäden laufen hier zusammen und es strahlt von hier ein verbindender Geist aus; es kann auch in praktischer Beziehung namentlich dort, wo die Vereinsorganisation noch mangelhaft ist, werktätige Unterstützung erfolgen.

4. Eines der besten Mittel, den Zusammenschluß der deutschen Verbände und Vereine zur gemeinsamen und dadurch wirksamsten Kulturarbeit zu fördern,

wäre die Herausgabe eines Jahrbuches über die gesamte deutsche Vereinstätigkeit durch das Kulturamt. Seitdem es wegen der hohen Druck- und Papierkosten den einzelnen Vereinen nicht mehr möglich ist, gedruckte Jahresberichte herauszugeben, ist die Übersicht über diesen Teil der Kulturtätigkeit fast unmöglich geworden. Das Jahrbuch hätte den Zweck, obwohl unter größeren Gesichtspunkten zusammenfassend, doch auch im einzelnen die Tätigkeit jedes Vereines entsprechend zu berücksichtigen. Das Jahrbuch enthielte selbstverständlich auch einen Rechenschaftsbericht des Kulturamtes selbst und wohl auch andere allmählich einwachsende Kapitel.

5. Zu den Aufgaben des Kulturamtes würde es auch gehören, jährlich (oder nur alle zwei Jahre?) die Abhaltung eines allgemeinen „Kulturtagess“ organisatorisch durchzuführen. Die beste Gelegenheit hiefür würden natürlich die bereits bestehenden Ferienhochschulkurse bieten, die übrigens auch in eine nähere organische Verbindung mit dem Kulturamt gebracht werden könnten.

Bei der Bezeichnung „Kulturtag“ ist nicht etwa an eine den früheren siebenbürgisch-sächsischen Vereinstagen gleichende Einrichtung zu denken, wo jeder Verband gesondert seine laufenden Angelegenheiten regelte. Es handelt sich um eine hauptsächlich von den Vereinen aller Gattungen, aber auch von anderen Instanzen (also kirchlichen und Schulbehörden, politischen und wirtschaftlichen Faktoren usw.) besetzte Tagung, auf der alle das deutsche Volk in Groß-Rumänien gemeinsam betreffenden Kulturfragen (und welche wären letzten Endes nicht gemeinsam!) beraten werden. Da würden natürlich die Richtpunkte des von dem Kulturamt durchzuführenden Arbeitsprogrammes gleich mitgegeben.

6. Ein literarisch-periodisches Organ der so gefestigten Kultureinheit

müßte natürlich angestrebt werden. Vielleicht gelingt die Schaffung einer neuen, von allen Siedlungsgruppen zu ihrer Interessenvertreterin gemachten Zeitschrift, oder kann der Anschluß an ein bestehendes Organ gefunden werden. Hauptaufgabe wäre auf möglichste Vollständigkeit Anspruch erhebende Berichterstattung und Behandlung aller die ostdeutsche Kultur-gemeinschaft angehenden Fragen. In erster Linie fiele dem Kulturamt die Berichterstattung zu.

7. Zu den wissenschaftlichen Aufgaben des Kulturamtes gehört die Schaffung eines „Handbuches der Deutschen in Groß-Rumänien.“ Dieses hätte zu enthalten das gesamte statistische, historische, ethnographische, bibliographische usw. Material in übersichtlicher Form. Daß dieses Buch eines der dringendsten Bedürfnisse im Sinne einer gegenseitigen Annäherung und Kenntniserweiterung ist, braucht nicht erläutert zu werden.

8. Während das Handbuch die wichtigsten starren Daten enthält, hat das Kulturamt, im Besitze fortwährend erneuten und geprüften Materials, als zuverlässigste zentrale Auskunftsstelle über sämtliche Lebensverhältnisse und augenblicklichen Geschehnisse aller Deutschen in Groß-Rumänien zu dienen. (Hier wäre nach Bedarf wohl auch das politische und wirtschaftliche Moment mit einzuschließen.) Ein unentbehrliches Hilfsmittel für diese und alle anderen Ziele des Kulturamtes ist eine Bibliothek, deren Aufstellung eine der ersten Aufgaben wäre und die sämtliches literarisches Material über die Deutschen Groß-Rumäniens zu enthalten hätte (Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Flugblätter, Zeitungen).

9. Zu dieser orientierenden Tätigkeit, die auf einen von außen her kommenden Wunsch erfolgt, hat ein aktiv einzusetzender Aufklärungs- und

Propagandadienst zu treten. Zunächst hat das Kulturamt als Presseamt Aufgaben zu erfüllen. Es wird sich natürlich nicht um einen politischen Presseedienst handeln, vielmehr hat das Kulturamt die heimischen Blätter mit zuverlässigen Nachrichten über die gesamte außerpolitische und wirtschaftliche völkische Betätigung aus allen deutschen Siedlungsgebieten zu versehen. Unsere heimischen Blätter sind alle zu wenig leistungsfähig, um sich überall einen eigenen Nachrichtendienst einzurichten. Auch hier wird die Arbeit durch Zentralisierung in eine Stelle, die das Material systematisch aufarbeitet, vereinfacht und wirksamer gemacht. Die kleineren (Wochen-) Blätter — werden dankbar sein, wenn sie mit orientierenden Artikeln und Notizen versehen werden, für deren Zuverlässigkeit gebürgt ist. In diesem Sinne wäre vom Kulturamt eine regelmäßige Pressekorrespondenz, enthaltend Notizen und Artikel über das gesamte Kulturleben der Deutschen Groß-Rumäniens, einzurichten.

10. Der Aufklärungs- und Propagandadienst schließt auch die Organisation eines völkischen Vortragswesens in sich. Es sind Vortragsreihen über die einzelnen Gebiete der Kulturarbeit einer jeden Siedlungsgruppe (womöglich mit Lichtbildern) zusammenzustellen und systematisch Vortragsreisen, namentlich auch in jene Landesteile zu veranstalten, wo die Aufklärungsarbeit besonders nötig erscheint. Neben dem völkischen soll auch der volksbildende Gesichtspunkt berücksichtigt werden.

11. Im besonderen hat sich überhaupt die Aufmerksamkeit des Kulturamtes jenen Siedlungsgruppen zuzuwenden, die infolge ihrer geringen Zahl oder ihrer mangelnden Tradition keine so intensive und selbständige Tätigkeit

entfalten können, als sie es selbst wünschen oder als es im allgemeinen Interesse zu wünschen ist. (Dobrudscha, Szathmar). Hier wird sich — unter Beobachtung eines sehr feinfühligem Vorgehens — die Einflußnahme auf die meisten Gebiete des geistigen Lebens erstrecken müssen. So wird unterstützend eingegriffen werden können bei systematischer Einrichtung eines Büchereiwesens (kleine Musterbibliotheken, Wanderbibliotheken), bei Herausgabe eines volkstümlichen Kalenders. Der Gedanke von Wanderausstellungen wird in diesem Zusammenhange auch aufzugreifen sein.

12. Eben solche Sorgfalt muß den diasporaartig in einzelnen Städten und Dörfern verstreut lebenden Volksgenossen zugewendet werden. Sie müssen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sich nicht nur ihre Kirchengemeinschaft etwa durch einen Reiseprediger hier und da um sie kümmert, sondern daß die deutsche Kulturgemeinschaft als solche ein Interesse an ihnen hat. Zu diesem Zwecke müßte vom Kulturamt eine möglichst vollständige Zusammenbeschreibung aller auch in den entlegensten Orten wohnenden Diaspora-deutschen Groß-Rumäniens einsetzen, es müßte die Verbindung mit den einzelnen hergestellt und ihre Kulturbedürfnisse — unter Umständen auch mit materiellen Opfern — befriedigt werden. Eine Hauptaufgabe des Kulturamtes ist es ja letzten Endes, dafür zu sorgen, daß auch nicht das geringste Glied von der Volksgemeinschaft abbröckelt. Es muß die Zugehörigkeit zur ostdeutschen Kulturgemeinschaft im Bewußtsein jedes Einzelnen immer mehr zu einem kostbaren, außer den ideellen auch praktische Werte verheißenden Besitz gemacht werden. Alles dieses kann eben nur durch systematische, von einer Hauptstelle ausgehende Arbeit erreicht werden.

13. Das Kulturamt wird naturgemäß auch zur Mittelstelle für den kulturellen Verkehr mit dem Deutschtum außerhalb Groß-Rumäniens, in erster Linie mit Deutschland selbst, ausgebaut werden müssen. Es kommt in Betracht das Auskunfts-wesen über die Bildungsmöglichkeiten für unsere auf jeder Stufe und auf jedem Fachgebiet studierende Jugend; dann der Nachweis derjenigen Kreise im Mutterlande, die uns ein besonderes Interesse entgegenbringen. Sehr wichtig erscheint auch die Aufgabe, unsere kulturellen, namentlich auch literarischen und wissenschaftlichen Leistungen in der deutschen Presse und Zeitschriftenliteratur entsprechend bekannt zu machen. Dies ist bisher sehr unsystematisch, nur fallweise geschehen. Eine Zentrale, die auch hierin planmäßig arbeitet, hätte die Verbindungen mit den betreffenden Faktoren aufzunehmen und dauernd aufrecht zu erhalten, so daß bei allmählichen Bekanntwerden des Kulturamtes auch von außen her alle Anfragen u. dgl. systematisch an dieses geleitet würden. Eine jährliche Bibliographie all dessen, was in der deutschen Buch- und periodischen Literatur über das Deutschtum Groß-Rumäniens erscheint, kann im Jahrbuch des Kulturamtes (vgl. Punkt 4) Platz finden.

14. Dauernde Fühlung wäre auch aufrecht zu erhalten mit allen nicht in Groß-Rumänien wohnenden Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen usw. Ein besonderes Arbeitsgebiet würde der Verkehr mit den in Amerika lebenden Volksgenossen bilden. Das Interesse dieser für die alte Heimat ist dauernd wach zu halten. Die Auswanderung ist unter genauer Evidenz zu halten. Eine stets auf dem laufenden bleibende Orientierung über die deutschen Siedelungen der an Rumänien grenzenden Staaten ist anzustreben.

15. Schließlich kommt auch in Be-

tracht die Beobachtung des Kulturlebens unserer Mitnationen. Was kann von ihnen gelernt werden? Inwieweit können wir ihnen gegenüber unsere Mission als Kulturträger erfüllen? Wo ist eine kulturelle Zusammenarbeit mit ihnen möglich? Inwieweit kann eine solche Zusammenarbeit zu einem verständlichen, verträglichen Nebeneinanderleben beitragen?

Man merkt aus diesen vorläufigen Bemerkungen: es ist ein reicher Inhalt, mit dem die geplante Arbeitszentrale erfüllt werden kann. Man ahnt auch, daß die positiven Ergebnisse einer solchen Arbeit sehr weitreichend sein könnten. Man stimmt wohl auch zu, daß wir es hier mit einer Notwendigkeit unseres völkischen Lebens zu tun haben.

Nun heißt es an die Ausführung gehen!

Im Pfarrersgarten

Still ruhte das Dorf.

Die Glocken trugen den Sonntag
durch glanzgefüllte Frühlingsluft
in Häuser und Herzen.

Wir beide saßen im Pfarrersgarten,
der an die alte Kirchenmauer
sich träumend anschniegt,
und unsere Seelen sahen
der Straßen sonnige Ruh,
der Bauern feierliches Schreiten,
und hörten ein feines Jubeln um uns
und hoch über uns im Blauen
und waren unfaßbar glücklich.

Es hatte dein Oheim, der Pfarrer,
uns lächelnd allein gelassen,
um einmal noch durchzudenken,
wie er Gottes Wort wirksam deute
der andächtig lauschenden Menge:
Er müsse den Geist sich sammeln,
denn unser Liebesgezwitscher
habe alte Liebesgedanken
auch in seinem Busen erweckt.

Wir waren also allein.
Doch der ganzen Menschheit Sehnen
glühte in unsern Adern,
und es war uns, als hätten
vor tausend und abertausend Jahren
wir wieder an diesem Platz gefessen
in der Sonne des Jugendglücks.

Und Hoffnung, Freude und seliges
Verstummen
der ganzen Welt erfüllte unser Herz.

Da fiel unser Blick auf ein weißes Blatt,
ein zierlich beschriebenes, das im Grase lag;
von Lüftchen gewiegt, winkte es uns zu.
Ich hob es auf und siehe, es war
ein Blatt einer alten Predigt.

„Wenn ich mit Menschen-
und mit Engelzungen redete
und hätte der Liebe nicht,
so wär' ich ein tönend Erz
oder eine klingende Schelle.
Und wüß' ich alle Geheimnisse
und hätte allen Glauben,
daß ich Berge versetzte,
und hätte der Liebe nicht,
so wär ich nichts!“
Darum, ihr Andächtigen, liebet einander...

Die Liebe! Die Liebe! Ist sie nicht eine,
die von der Kanzel gepredigt
und die in unsern Herzen!? — —
Und wie ich dich nun an mich preßte,
da war es ein Schwur, ein Schwur für ewig,
ein Schwur übers Grab hinaus.

O du, die du in der Erde träumst,
denkst du daran?

Alfred Roth

Vom Zufall

Von Dr. Carl Siegel

Gibt es einen Zufall? Diese Frage möchte wohl manchen, unerwartet, ja widersinnig erscheinen, gibt es doch wenige Worte, die so sehr in aller Mund sind, spricht doch fast jeder täglich vom glücklichen Zufall, vom bösen, vom reinsten Zufall usw., ja, wir scheinen sogar Zufälle messend zu vergleichen, wenn wir von einem großen, ja riesigen Zufall und dann wieder von den kleinen Zufälligkeiten des Lebens reden. Und welche Bedeutung hat nicht der Zufall im Leben des Einzelnen wie im Leben der Menschheit und so wie in der Natur und Welt überhaupt, auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Wir wollen nicht reden davon, was unsere Komödien- und Schwänkedichter täten, wenn sie nicht über das reiche Register der großen und kleinen Zufälle verfügen könnten. Nicht von der heiteren Kunst wollen wir hier handeln, vielmehr einen Blick auf den Ernst des Lebens werfen.

Welch bedeutsame Rolle dem Zufall in der Weltgeschichte zukommt, hat ein geistreicher Franzose Renouvier in einer kleinen Skizze dadurch veranschaulicht, daß er eine Reihe kleinster Zufälle in der Weltgeschichte sich abgeändert gedacht und den Lauf der weiteren Begebenheiten entwickelt hat, die im Gegensatz zu den historischen sich dann wohl hätten ereignen müssen. Bekannt ist auch, welche ungeheure Rolle dem Zufall in der Geistesgeschichte, in der Entwicklung alles kulturellen Fortschrittes der Menschheit gespielt hat und spielt. Ich erinnere nur — um einige Beispiele auß Geratewohl herauszugreifen — an die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, die Erfindung des Schießpulvers, des Porzellans, die Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen

u. dgl. m. Huggens, selbst einer der genialsten Erfinder und Entdecker, sagt gewiß darum mit Recht, es bedürfte eines übermenschlichen Genies, wenn die Erfinder der Kunst des Zufalls hätten entraten müssen. Wir dürfen freilich ergänzend hinzufügen: Wie der Mann den günstigen Zufall braucht, so bedarf wieder umgekehrt der Zufall des richtigen Mannes: „Wie sich Verdienst und Glück verketteten, Das sehn die Toren niemals ein, Wenn sie den Stein der Weisen hätten, Der Weise mangelte dem Stein.“

Und doch werden immer wieder Stimmen laut, die den Zufall verneinen, ja dergleichen für unmöglich erklären. Und fast erscheint es wie eine Ironie, daß hier die streng Gläubigen mit den erpichtesten Naturforschern Hand in Hand gehen. Einmütig sagen sie: Es gibt keinen Zufall. In dem freilich, was sie entgegenstellen, trennen sie sich bereits; weisen die einen auf die Vorsehung, so die anderen auf die unverbrüchliche Notwendigkeit, die ausnahmslose Gültigkeit der Naturgesetze hin. Wer hat Recht, gibt es wirklich keinen Zufall, oder gibt es ihn? Eine Auseinandersetzung mit den Zufallsgegnern im Lager der Gläubigen ist von vorneherein unmöglich, denn aller Glaubensinhalt läßt sich naturgemäß ebensowenig widerlegen wie beweisen. Allein wie steht es mit jenen, die da wissen, oder doch zu wissen vermeinen, daß es keinen Zufall gibt?

Betrachten wir zunächst die Berufung auf die Notwendigkeit alles Geschehens. „Alles wird mit Grund und Notwendigkeit“, so sprach es schon vor fast 2 1/2 Jahrtausenden Leukipp, der Vater des Atomismus, aus. Unsere ganze Wissenschaft, all unser Denken gründet sich auf

diesen Satz des Grundes. Fragt man aber nach der Gültigkeit desselben, so muß man sich alsbald bewußt werden, daß er weder eine Denknöwendigkeit, sozusagen etwas selbstverständlich Richtiges, noch etwas Beweisbares ist. Der Satz vom Grunde ist einfach eine Voraussetzung, eine Forderung unseres wissenschaftlichen Denkens. Wer auf ihn sich stützt, kann also nimmermehr behaupten, es könne keinen Zufall geben, sondern höchstens: Es soll keinen Zufall geben. Aber der Zufallsleugner wird sich alsbald auf die Naturgesetze zurückziehen und wird sagen: Soweit wir die Naturgesetze kennen, gibt es keinen Zufall; überall dort, wo wir von einem solchen reden, rührt dies nur von mangelnder Kenntnis der in Betracht kommenden Gesetze her. Wird einst unsere Kenntnis eine erschöpfende sein, dann wird auch der Zufallsbegriff jede Anwendung verloren haben, das Wort Zufall ist nur das Feigenblatt, mit dem wir unsere geistige Blöße decken.

Diese Betrachtungsweise könnte manchen verführerisch erscheinen und darum wird es notwendig sein, sie etwas genauer ins Auge zu fassen. Offenbar gilt es da auf der einen Seite die Frage zu beantworten: was sind Naturgesetze und auf der anderen: was ist Zufall? Greifen wir irgend ein möglichst bekanntes, einfaches Naturgesetz heraus, wie etwa den Satz: Wenn Körper erwärmt werden, dehnen sie sich aus, so sieht man sogleich, daß solche Sätze nicht sagen, ob etwas geschieht und wenn, was da oder dort, dann und dann sich ereignet, sondern, wie der Wensatz hier deutlich zeigt, nur eine bedingte Verknüpfung aussagen. Und so ganz allgemein auch in jenen Fällen, wo die sprachliche Form diesen Sachverhalt verschleiert, wie etwa in Newtons grundlegendem Gravitationsgesetz: „Zwei Massen ziehen einander mit einer Kraft an, die umgekehrt propor-

tional ist dem Quadrat ihrer Entfernung.“ Ist doch der Sinn dieses Gesetzes der: Wenn die Entfernung doppelt, zehnmal so groß wird, sinkt die Kraftgröße auf den vierten, den hundertsten Teil. Kurz wieder: wenn A so B , aber nicht wird etwas ausgesagt darüber, ob A eintritt und darum ebensowenig, ob B eintritt. Zeigt sich schon in diesem bloß verknüpfenden Charakter des Naturgesetzes seine ideale Natur, sein sozusagen überzeitliches und überörtliches Wesen, so tritt vollends jenes Gepräge mit voller Klarheit heraus, wenn man beachtet, daß die gesetzte Bedingung A als solche nie und nirgends sich verwirklicht zeigt. Es gibt nie bloß zwei Massen, die aufeinander wirken, so wenig wie etwa jemals die Bedingung des Galileischen Fallgesetzes verwirklicht wäre. Die Körper fallen nicht im luftleeren Raum, sie fallen nicht unter dem bloßen Einfluß der anziehenden Erde, sie fallen nicht genau lotrecht insofern in der Nähe befindliche Bergmassen anziehend wirken usw. Kurz, die Naturgesetze beziehen sich gar nicht unmittelbar auf die wirklichen, sondern auf abstrakte, vereinfachte, sozusagen idealisierte Verhältnisse. Von welcher großer Bedeutung dies alles für unsere Frage ist, werden wir alsbald einsehen, wenn wir uns darüber geeinigt werden haben, was wir unter Zufall verstehen wollen.

Mir träumte in verflüsselter Nacht, daß Wilson gestorben sei. Sehen wir den Fall, daß eintreffende Drahtungen erkennen lassen, daß eben in derselben Nacht das Ableben des ehemaligen Präsidenten wirklich erfolgt sei — so fragen wir, sollen wir da von Zufall sprechen, oder nicht? Ich zweifle nicht, daß gerade die naturwissenschaftlich gerichteten Gegner in der Zufallsfrage mir hier zustimmen werden, denn den Zufall hier leugnen hieße eine geheimnisvolle seelische Fernwirkung annehmen. Allein dieses Zu-

geständnis genügt. Tatsächlich wollen wir in der Folge nichts anderes unter Zufall verstehen, als das Zusammentreffen zweier oder mehrerer Ereignisse, von denen jedes, wie wir vorläufig annehmen wollen, naturgesetzlich bestimmt wäre. Aber dann scheint es freilich als ob der „Zufall“ vorausberechenbar sein müßte, sofern nur die zusammentreffenden Ereignisse genau festgelegt wären; das Vorausberechenbare ist aber doch alles eher als etwas, das wir als Zufall bezeichnen. Man könnte den oben gemachten Schluß an der Hand eines Beispiels veranschaulichend noch eindringlicher zu gestalten versucht sein. Es gibt bekanntlich auf dem Gebiete der Himmelskunde gar viele Ereignisse, die sich vorausberechnen lassen und als Zusammentreffen der Glieder zweier Gesetzesreihen auffassen lassen. So tritt totale Sonnenfinsternis ein, sofern gleichzeitig Neumond auftritt und der Mond die Erdsonnenbahn durchschneidet (Durch einen sogenannten Knotenpunkt seiner Bahn hindurchgeht.) Da das Eintreten der beiden Faktoren gesetzlich bestimmt erscheint und voraussehbar ist, so gilt dies auch von jeder Sonnenfinsternis, und niemand wird heute ihren Eintritt als Zufall bezeichnen wollen. Wenn dem aber so ist, dann scheint es bloß einer gedanklichen Übertragung dieser verhältnismäßig einfachen Sachlage im Sonnensystem auf das Universum zu bedürfen, um auch hier alles Zusammentreffen, wenn es auch niemals tatsächlich wird berechnet werden können, sich doch als grundsätzlich gedenklich beherrschbar vorzustellen. Daraus scheint sich aber mit Notwendigkeit zu ergeben, daß der Zufall, sofern er nichts anderes als ein Zusammentreffen darstellt und wie ihn auch Aristoteles schon aufgefaßt hat, tatsächlich ein bloß vorläufig berechtigtes Wort ist, nur bestimmt, die noch vorhandenen Lücken menschlicher Naturerkenntnis zu decken.

Sobald man jedoch versucht, eine solche Übertragung vom Sonnensystem auf ein Weltall genauer durchzudenken, zeigen sich ganz deutlich die dabei notwendig unterlaufenden Denkfehler. Offen zutage liegen diese wohl für jeden, sobald man folgendermaßen schließen wollte: Wenn für das Eintreten jedes Ereignisses die es bestimmende Kausalkette bis zum Beginne der Welt sich gedanklich zurückverfolgen ließe, so müßte auch das zeitliche Zusammentreffen verschiedener Ereignisse, die in keinerlei gesetzlichen Zusammenhänge stehen, für einen bestimmten Zeitpunkt ein notwendiges, von Anbeginn der Welt vorausbestimmtes und bei genügender Kenntnis jener Gesetzesreihen voraus berechenbares Datum sein. Wer sieht da nicht die Naivität der Vorstellung einer in einem bestimmten Augenblick beginnenden, etwa aus dem Nichts erschaffenen Welt!

Allein im Grunde liegen die Dinge auch nicht anders, wenn man etwa von folgenden Voraussetzungen ausgeht. — Stellen wir uns vor, wir könnten für irgend einen z. B. den gegenwärtigen Zeitpunkt Lage und Beschaffenheit bzw. Zustand eines jeden kleinsten Körpers (etwa Atoms) der ganzen Welt. Wir könnten ferner sämtliche Gesetze, nach denen jeder solche Körper unter dem Einfluß aller übrigen seine Lage und seinen Zustand im Laufe der Zeit ändert, so scheint es, müßten wir mit mathematischer Gewißheit die gesamte Weltlage für einen beliebigen, aber bestimmten in der Zukunft gelegenen Zeitpunkt vorausberechnen können. Daß der Mensch eine solche umfassende Kenntnis weder hinsichtlich der gegenwärtigen Weltlage, noch der Naturgesetze vorläufig nicht besitzt, ja auch niemals erreichen möchte, tut der Bedeutung dieses Gedankenganges offenbar keinen Eintrag; man kann ja auch sich an Stelle des Menschen ein gleichartiges, nur höher

organisiertes Wesen denken, wie denn auch diese Betrachtung, die im Wesen auf den großen Physiker Laplace zurückgeht, an einen „Weltgeist“ geknüpft zu werden pflegt. Nicht um die tatsächliche Erreichbarkeit solcher „astronomischer“ Kenntniss der Welt, sondern um die bloße Denkbarkeit derselben handelt es sich hier. Und da ergibt sich denn abermals, daß der ganzen Fiktion eine höchst kindliche Vorstellung zugrunde liegt, die nämlich, daß es eine Welt gibt als Inbegriff einer wenn auch noch so großen abzählbaren Menge von einzelnen Dingen oder Atomen. Die Vorstellung eines solchen „Weltganzen“ oder geschlossenen Weltalls ist aber höchst unwissenschaftlich. Was wir Welt nennen, das ist nichts geschlossen vor uns Liegendes, vielmehr gibt es nur die Abfolge wechselnder Erlebnisse, die wir durch unser Denken zu Einzeldingen gestalten und in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung bringen — Gewebsreihen, die wir am Faden dieser verknüpfenden Betrachtung nach allen Seiten vom gegenwärtigen Augenblick aus mehr und mehr in die Vergangenheit zurück verfolgen und sodann versuchsweise auch in die Zukunft auszuspinnen unternehmen. Jeder Versuch, sich das Netz dieser Erlebnisreihen in erschöpfender Gesamtheit und vollendeter Ausdehnung zu denken, derart, daß man sie auch von dem entgegengesetzten Ende aus durchlaufen könnte, muß somit von vorneherein als undenkbar bezeichnet werden. Dazu kommt aber mindestens noch ein weiteres Moment, das das Irreführende des Laplaceschen Gedankenversuchs erkennen läßt. Ganz abgesehen davon, daß die allgemeinen Naturgesetze, wie oben betont, den Zeitfaktor überhaupt nicht enthalten, würde die obige Betrachtung eine Zeit voraussetzen, nach der die Änderungen aller Dinge „der Welt“ sich abzuspielen hätten. Wie

ist jedoch eine solche Weltuhr zu denken, an der die Weltzeit sich ablesen ließe?

Rehren wir somit zur Ausgangsfrage zurück: Gibt es einen Zufall? so werden wir nunmehr feststellen müssen, daß es trotz allen Naturgesetzen einen Zufall gibt und geben müsse. Ja die Naturgesetze fordern als notwendige Ergänzung die Anwendung des Zufallsbegriffes, derart, daß es nicht nur so etwas wie Zufall gibt, sondern genau genommen alles Zufall ist; denn jedes individuelle Ereignis ist zustande gekommen zu denken als durch Abereinanderlagerung unerschöpflich vieler einfacher („idealisierter“) Tatbestände, von denen jeder einzelne als Teilinhalt eines Naturgesetzes betrachtet werden muß. Jenes tatsächliche Ereignis der Wirklichkeit stellt — kurz gesagt — einen Knotenpunkt unzählig vieler Gesetzesreihen dar, ist also in Wahrheit das was wir als Zufall zu bezeichnen übereingekommen waren.

Wenn trotzdem Naturforscher immer wieder den Zufall mit aller Entschiedenheit abzulehnen unternehmen, so hängt dies wohl mit einer von ihnen unbemerkt sich vollziehenden Gleichsetzung von Natur einerseits und der „Fülle alles Wirklichen“ andererseits zusammen. Kein Zweifel, der Satz ist richtig: Es gibt keinen Zufall in der Natur; denn Natur ist eben nichts anderes als der Inbegriff der geltenden Naturgesetze. Allein Natur, die demnach das Überzeitliche, Ewigwiederkehrende in der Welt darstellt, deckt sich nicht mit der Wirklichkeit, die ungleich reicher als jene ist. Den Zufall in der Welt leugnen heißt die ganze Geschichte streichen und alles Individuelle, Einzigartige, Niemalswiederkehrende der lebendigen Wirklichkeit nehmen wollen, heißt eine bloß schematische Zeichnung an Stelle des farbenprächtigen Urbildes setzen wollen. Und doch gilt das Dichterwort: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!“

Des Junggesellen Auszug.

Volkslied aufgezeichnet und mit Lautensatz versehen

von Karl J. Decker

Mit Humor.

1. Heu - te giebt es viel Ver - druss,
 2. Erst kommt mei - ne Lim - mer - frau,
 3. Und der Elf - zig Sil - ber - stein,
 4. Kommt die klei - ne Kell - ne - rin,
 5. Kommt mein Schnei - der auch da - her,
 6. Und mein Schus - ter kommt da - her,
 7. Schliess - lich tritt mein Of - fel ein,

1-7 wie - der um witt, bum bum,
 1. weil ich *) ver -
 2. Die nimmt die Rech - nung
 3. kommt mit mei - ner
 4. die hatt ich ein -
 5. bringt mir sei - ne
 6. bringt mir auch die
 7. bringt mir was sie -

1. las - sen muss.
 2. sehr ge - nau.
 3. Wech - seln' rein.
 4. mal im Sinn.
 5. Rech - nung her.
 6. Rech - nung her,
 7. bend' ges rein. } 1-7. wie - der - um witt, bum bum!
 2. fünf

1. Strophe: *) Name des Ortes. Einige „zersungene“ Strophen des Liedes, das noch heute in der Lipserkolonie Jakobeny (Südbukovina) gesungen wird, sind frei umgebildet.

1. Je - - der will von mir was hab'n,
 2. Offo - nat bin ich schul - dig blieb'n,
 3. Will mich pfän - den zahl ich nicht,
 4. sech - - zig de - ber - würst mit Kraut,
 5. fun - - kel na - gel - neu - en Rock,
 6. zwei Paar na - gel - neu - e Schuh,
 7. sagt ich soll der Va - ter sein,

1-7. tra - di - ra - di - ra - la - la!

1. es ist nim - mer
 2. kann es wei - ber
 3. das ist ei - ne
 4. nehm ich sie nicht
 5. mit einem Krag'n bis
 6. und paar Halbsohn
 7. Schlag das Ton - ner

1. zu er - tra'n,
 2. nit auf - schieb'n,
 3. bö - se G'schicht.
 4. mit als Braut.
 5. an den Kopp.
 6. auch da - zu.
 7. wet - ter drein!

1-7 wie - der - um witt, bum bum.

Religion und Kirche in Björnsons Werken

Von Dr. Heinz Brandsch.

(Schluß).

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Björnson in den Verkündern der Lehre Jesu lebensrechte Menschen und nicht Karikaturen gezeichnet hat. Es sind nicht vollkommene Menschen. Das ist selbstverständlich, da ihnen jene Bedingtheiten, die wir an der Kirche sehen, auch anhaften müssen. So ist ihnen oft eine gewisse Enge in der Beurteilung fremder Taten eigen, wie dem Pastor im Schauspiel *Der König*; vielleicht hat die Gewohnheit, sich in Bildern auszudrücken, manchen ebenso, als die Redegewandtheit, die bei der Berufswahl nicht selten ausschlaggebend war (Das Fischermädel und Flaggen über Stadt und Hafen) dazugeführt, daß die Wahrheit manchmal etwas vergewaltigt wurde. Jedenfalls steht aber Björnson nicht auf der Seite des jungen Eduard Kalle (Auf Gottes Wegen), der behauptet „den Theologen fehle die allereinfachste Ehrlichkeit“. Dagegen scheint er sich mit den Anschauungen des Geistlichen Sdegaard (Das Fischermädel) zu identifizieren, der ausführt: „Alle die Versuchung, sich vom Augenblick hinreißen zu lassen, in Hörlust und Phantasterei herabzusinken, ohne Arbeit an sich das Leben von Jugendhelden zu seinem eigenen zu machen, all das ist wahrhaftig auch in der Kirche zu finden.“ Auch — ich möchte dieses kleine Wörtchen hier besonders unterstreichen. Wenn aber die offizielle Kirche als Institution so sehr erstarrt ist, so darf man doch die Sektenbewegung als das natürlichste Mittel, den Geist und Glauben von den Fesseln des Dogmas und der festen Form zu befreien, nur begrüßen? Björnson kennt Sekten, schildert sie, aber ohne sich und uns recht für sie begeistern zu können. In der Erzählung „Ein

fröhlicher Bursch“ läßt er uns an einer stimmungsvollen Hausandacht teilnehmen, schildert uns die Hauzianer, die Leser genannt wurden, „weil sie sich mehr als ihre Nachbarn beileißigten, die Bibel zu lesen“ (Synnöve Solbakken), kommt öfters auf John Wesley und seine plötzliche Bekehrung zu sprechen (Flaggen über Stadt und Hafen) erwähnt die Wirksamkeit von Laienpredigern (Über die Kraft) zeichnet voll Behaglichkeit komische Zusammenstöße zwischen Sektierern und Vertretern der offiziellen Kirche (Auf Gottes Wegen und das Fischermädel) ohne aber je die Ansicht zu vertreten, daß auf der Seite dieser Leute das Recht, die Wahrheit sei.

Im Gegenteil, er zeigt, daß die Anhänger der Sektenbewegung noch mehr in Einseitigkeit und Außerlichkeiten verrannt sind.

Und nun ein Rückblick und Überblick über das, was wir bei Björnson fanden: Kritik in Hülle und Fülle, aber der Art, die dankbar entgegengenommen werden muß. Zu einer solchen Kritik war Björnson wohl auch berechtigt, da er das Christentum und seine Verrenkung im Kirchentum kannte, zugleich aber auch den Mut besaß, die Bedingtheit in allen menschlichen Institutionen anzuerkennen. Doch ist damit selbstverständlich, dem Menschen das Recht, immer wieder den Abstand vom Ideal zu zeigen, nicht genommen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Björnsons, und die Kirche muß ihm dafür Dank wissen, daß er so mannhaft darauf hingewiesen, was in Dogma und Kirche unserem sittlichen Ideal, der Liebe und Wahrheit, widerspricht. Im großen und ganzen hat Björnson wohl auch das Wesen des Christentums richtig erkannt,

hat „die Männlichkeit und Freiheit, und dabei doch Güte, Zartheit, Liebe und Feinheit,“ als wesentliche Züge des Christentums gezeichnet. Vor allem ist Sangs Tochter Rahel nach dem Tode ihrer Eltern und ihres Bruders dem wahren Christentum nahe gekommen, wenn sie einmal das Leid als Gottes Erziehungswillen erkennt, und einsteht, daß einer, und das ist der wahre Christ, „den Anfang machen muß mit dem Verzeihen“.

Nur in einem Punkte berührt sich Björnson zu stark mit Ibsen und zu wenig mit Jesus, in der Frage der Geltung der sittlichen Forderung. Gilt die Forderung, dem sittlichen Ideal alles zu opfern? Sollen wir diese Forderung auch dann aufrecht erhalten, wenn wir sehen, daß sie „über die Kraft ist“? Jesus setzt ein absolutes ja, wo Björnson ein nein zu setzen scheint. Sangs Kinder sprechen einen Gedanken aus, der wohl auch Björnsons Zweifel zum Ausdruck bringt: „Wenn nun aber diese Ideale heute noch so wenig zu den menschlichen Verhältnissen und Fähigkeiten passen, so können sie doch wohl nicht gut von dem Allwissenden stammen.“ Hier liegt der Hauptirrtum. Nicht Ideale haben sich Verhältnissen und Fähigkeiten anzupassen, sondern umgekehrt. Und wenn selbst ein Pfarrer Sang scheitert, so spricht das noch nicht gegen das Ideal, das er vertritt. Ideale sind unerreichbar, das weiß heute jeder Gymnasiast; und in dieser Unerreichbarkeit liegt ihre erhebende und aufwärtsziehende Kraft. Wenn Jesus uns als sittliches Ziel die Vollkommenheit — gleich Gott — gesteckt hat, so sind sich alle seine Jünger darüber klar gewesen, daß das Ziel für sie unerreichbar sei; sie haben das Ziel aber nicht fallen gelassen, das berufen ist, zu verhindern, daß die Menschheit ganz im Sinnlichkeitsumpf stecken bleibe.

Wohl wird nicht jeder von uns in die Lage kommen, für sein sittliches Ideal gleich Sang alles opfern zu müssen, wie

nicht jeder den Heldentod fürs Vaterland sterben mußte, aber an jeden kann diese Forderung herantreten. Und hoffentlich gibt es immer, in alle Zukunft, Menschen, die zu beweisen versuchen, daß das Christentum nicht unmöglich sei, die sich fragen: „Ja, wenn nur Einer es wagte, würden es nicht auch andere Tausend versuchen? Und so fühlte ich klar, ich müßte versuchen, dieser Eine zu sein. Und so sollte, meine ich, ein jeder es versuchen.“ Nicht an jeden wird die Frage, wie an Ole Luft, herantreten, „ob er das Größte wagen . . . oder wie die anderen sich mit dem Mittelmäßigen begnügen sollte.“ Das kann, ja muß dann freilich eine Religion des Martyriums werden. Es gilt aber von ihm, was Sangs Sohn Elias sagt: „Pack diese Religion dich, so gibt es keine andere mehr.“

Und scheinbar hat sich Björnson in seinen späteren Jahren selbst für dieses Lebensideal entschieden, wenn er 1890 seiner Tochter schreibt: „Ein ganzes Leben lang immer unterliegen und dennoch ausharren, nicht nur selber, sondern auch alle anderen zum Ausharren anfeuern — ja, das ist mein Lebensideal! Das ist größer als der größte Sieg, denn dazu gehören mehr und größere Eigenschaften als zu einem glänzenden, im Augenblick alle Kräfte anspannenden Sieg. Und das versteht jeder, der weiß, was ausdauernde Arbeit, treuer Sinn und leuchtender Glaube bedeuten.“

Und ist das nicht unser christliches Ideal? Björnson ist Norwegens Erzieher gewesen, der manchmal etwas übers Ziel schoß, vielleicht auch die Kirche zu schnell auf die Seite schob; ich glaube aber, er darf auch für uns Nichtnorweger in vielen Fällen als Erzieher gewertet werden.

Es kann uns gar nicht schaden, wenn wir alle an die Stelle unserer Phantasiereligion etwas mehr Erfahrungsreligion setzen, etwas weniger Wunderglauben, dafür etwas mehr Wirklichkeitsglauben

auch in die Herzen unserer Kinder pflanzen, um ihnen solch grausame Zweifelstunden zu ersparen, wie sie Sängs Kinder durchmachen mußten. Es kann uns gar nicht schaden, wenn wir, Naturwissenschaftler und Theologen, uns an Björnsons Wahrheitsliebe ein Vorbild nehmen: „Wahrheit im Denken, Wahrheit im Fühlen, Wahrheit im Handeln, männliche Wahrheit, sittliche Wahrheit, — denn die erforschte Wahrheit bleibt ja doch immer nur relativ.“ Es kann uns gar nicht schaden, wenn wir — Theologen und Nichttheologen — mit dem Bischof im Schauspiel „Leonarda“ bekennen: „Ich habe sie zu vorschnell und zu streng beurteilt. Das ist eines unserer Lieblingslaster. Und habe zu viel Rücksicht auf Menschen genommen und hatte nicht genug von jener Liebe, die Mut verleiht.“

Und auch der Gemeinde gegenüber, die ich leiten soll, und der ich nicht genug vertraute, habe ich die Pflicht, dies wieder

gut zu machen. Denn auch in ihr sind die Guten in der Mehrheit. Sie hätten sich mir angeschlossen, hätt' ich den Mut gehabt, den ersten Schritt zu tun.“

Es kann uns gar nicht schaden, wenn wir, Erzieher und Eltern, uns es sagen lassen — das Wort steht bei Björnson —: „Solange das Christentum das moralische Bewußtsein des Menschen trägt, müsse jeder Schulvorsteher darauf achten, daß die Kinder vom Geiste des Christentums so wahrhaft und innig durchdrungen würden wie möglich.“ (Flaggen über Stadt und Hafen.)

Was die jetzige Generation nicht erreicht, das soll die nächste versuchen — damit verweist uns Björnson auf die Zukunft. „Bei den Schulen fängt es an, denn in den Schulen sollen sie lernen, für einander zu leben.“ (Über die Kraft II.)

Und das Ziel dieser Erziehung? Björnson nennt es Menschlichkeit, wir nennen's mit Jesus Vollkommenheit.

Der Page

Er schreitet stumm mit spanischer Grandezza
hin vor die Herrin, die, aus leuchtendem Brokat
die Hand zum Kuße reichend, müde lächelt.

Sein schlankes Bein, bedeckt von heller Seide,
beugt sich im Knie mit zierlicher Gebärde;
am Gürtel hängt ihm lässig ein Stilett,
und seine Hände drücken das Barett
voll Anstand gegen weichgeformte Lenden.
Um seine Schultern flattert leicht und fed
ein kurzes Mäntelchen aus rotem Sammt,
zum Spiel der Lüfte mit den blonden Locken.

Das Antlitz läßt nach höflicher Manier
Haß, Liebe, Eiferlüchte unerkannt;
die Falten, die der Seele Spiegel kräuseln,
verweilen hinter glatter Stirn gebannt.

Und unser Blick ruht zögernd bald auf ihm,
bald greift er fragend nach der Dame hin;
doch schweigt das Bild, und alle Rätsel bleiben
am Ende ungelöst.

Was hier das Auge sieht, ist eben schön. —
Wir müssen uns bescheiden;
wir staunen bloß und können's nicht verstehn.

Erwin Reiser

Ungunst der Stunde

Von Ritty Holderegge

Madame!

Mein Diener fand das Schloß
Ihrer Perlen am Divan — es steht
zwischen fünf und sechs zu Ihrer
Verfügung! — Ich habe die Ehre
zu sein

Ihr ergebener

André d'Haussonville.

Désirée, die vom Rodeln kam, blickte
auf ihre Armbanduhr.

Dreiviertel sechs! —

Es war nicht mehr Zeit, den weißen
Sweater mit einem anderen Kostüm zu
vertauschen.

Sie kannte Andrés kapriziöses Tem-
perament — denn sie liebte ihn.

So warf sie nur einen flüchtigen
Blick in den Spiegel, der ihr von der
Bewegung warm gefärbtes Gesicht wider-
strahlte, drückte das weiße Mützchen schief
in's Haar und eilte aus dem Hotel.

Bis zu der verschwiegene Villa, in
der Herr d'Haussonville wohnte, war es
nicht weit.

Sie war nur erstaunt, Wassiloff, den
russischen Diener, nicht vorzufinden.

Von der Halle, durch deren Scheiben
man von allen Seiten die Schneelast auf
den Nadelbäumen des Gartens sah, ge-
langte sie ins Vorzimmer und wollte
eben, mit der Gelegenheit vertraut, die
Hand auf die Klinke der Tür zum Herren-
zimmer legen, als ein Aufstöhnen an ihr
Ohr drang — das Röcheln einer Frauen-
stimme. Erstarrt ließ Désirée den Griff aus
den Fingern gleiten — und im nächsten
Moment öffnete Herr d'Haussonville,
durch das Geräusch aufmerksam geworden,
die Tür.

„— Ah! gnädige Frau! — Ich
bitte —“

Désirée wurde leichenbläß.

Denn zwischen seiner schlanken Ge-
stalt und dem Arm, den er mit einer
seiner vollendeten Bewegungen einladend
rundete, erhaschte sie einen Blick auf die
Gestalt einer Frau in einem Sessel am
Kamin behaglich hingestreckt.

Um Andrés Mund lag ein Lächeln
— ein fatales Lächeln — gemischt aus
Spott und sehr leichter Verlegenheit —
aus der Freude an einer Komplikation,
die seinem pervertierten Gefühlsleben
entsprach.

Zwischen Désirées feinen Brauen
zuckte es.

„So treten Sie doch ein!“ sprach
Andrés schmeichelnde Stimme.

Mit fest zusammengepreßten Lippen
glitt sie an ihm vorüber.

Die Dame am Kamin erhob sich
nachlässig — sie trug ein teagown —
weichfließende Seide — mort dorée — —
Ihr schwarzes Haar war vor den Ohren
in eigentümliche Büschel geordnet, unter
denen große Topase hervorblitzten.

„Charrmé madame!“ sagte sie mit
dem schnarrenden „r“ der Slawin.

Man setzte sich.

Désirée war befangen.

In einer unendlich qualvollen Si-
tuation.

Sie empfand sich im Nachteil von
allen Seiten.

Erstens der Toilette wegen.

Ihr weißer Sportswearer gehörte
entschieden nicht in dieses Milieu.

Dann als Hinzukommende — ge-
wissermäßen als Eindringling — obwohl
André ihr Kommen erbeten.

Drittens wegen der starken Hem-
mungen, die ihr aus ihrer Neigung zu
ihm erwachsen.

Fraueninstinkt witterte bereits die

Rivalin — auch wenn die Umstände nicht so deutlich gesprochen hätten.

Eine hohe, apart geformte Stehlampe rechte ihren absteinthgrünen Seidenschirm über die Gruppe. Von den aufgestellten Klappen des raffinierten Teetisches lockten die verschiedensten Dinge.

Bunt spiegelte sich das Licht im Inhalt der opaltzierenden Likörgläser — zog grünliche Flämmchen aus dem Chartrouse — warf rubinrote Reflexe im Crème de Vanille.

Die Slawin machte Tee für Désirée.

Sie hier gewissermaßen die Wirtin!

Und während Désirée gedankenlos mit dem schlanken Stengel ihres Likörglases spielte, beobachtete sie den großen edigen Stein am Zeigefinger der andern — die unter unaufhörlichem Geplauder mit André hantierte — offenbar eines jener frei schweifenden, Beute werdenden und Beute machenden Geschöpfe, die in ihrem Zugvogelbajein alle Schwere verlieren.

Nicht absolut Kokotte — und ganz gewiß nicht Haustochter höherer Ordnung.

Désirée saß mit dem Blick auf den breiten Divan, auf dem sie sich André vor kurzem hingegeben — dessen viel- farbige glitzernde Kissen lagen zerdrückt durcheinander auf dem leuchtenden Eisbärenfell.

Beweis genug — ! — ! — —

Ihr Herz schlug so, daß die weiße Wolle des Sweaters leise pulste.

Ihr südlisches Temperament mit dem sentimentalsten Einschlag einer deutschen Mutter erstickte sie fast.

— Völlig hilflos fühlte sie sich. —

— Verraten — verkauft — —

Ihre sonstige Lebhaftigkeit wie gebunden. — —

Abirrend fingen ihre Augen einen Seitenblick auf, den die kleine Slawin dem Mann ihrer Liebe schenkte.

Aus den Augenwinkeln heraus —

unter den untermalten Wimpern hervor — eine Glut von Sinnlichkeit — — stärker als die, welche vom Kamin her ihre rechte Wange rötlich bestrahlte, den Kopf einer Salome schuf.

„So schweigsam, gnädige Frau?“ Aus d’Hauffonvilles Stimme klang ein fast verwegener Spott.

„Es genügt mir, so anmutigem Geplauder zu lauschen —“

„Ah, wirklich — ? — Ich sah Sie noch nie sich so — ausschalten — ? — ! —“

„— — Gewiß nicht! — Das bringt auch lediglich der Moment mit sich — —“

„— — Gewitterstimmungen? — Meinen Sie? — Aber dies ist nicht die Zeit dafür — —“

„— Mitunter versagt der Strom auch aus anderen Gründen.“

„Nein, nein — bleiben wir bei dem Gewitter — —“

„Sie vergessen die Schneelust draußen, Herr d’Hauffonville.“

„— Ja —“ — Ja — draußten, gnädige Frau — —“

Die Slawin wurde aufmerksam.

Ein gespanntes Lächeln legte zwei Reihen Raubtierzähne frei. Beobachtend glitten die geschminkten Augen von einem zum andern.

Désirée erhob sich gepeinigt.

Mit lakonisch geschmeidigen Bewegungen glitt sie nach der Zimmermitte — um sich dort über ein Bouletischchen zu neigen — — und erhaschte — unwillkürlich aufschauend — Andrés Blick, der ihr verzehrend folgte — .

Es veränderte die Situation mit einem Schlage! —

Sie atmete tief — befreit — —

In ihrem Blut sprang etwas auf — eine kleine züngelnde Schlange und schoß in rasender Geschwindigkeit zum Gehirn. Und im selben Moment entdeckte ihr rasch gesenktes Auge noch etwas anderes — —

Zwischen Büchern und Kunstgegenständen lag eine Lorgnonkette aus Platingliedern und bunten Perlen — ein weiterer Beweis — —

„— Russische Arbeit, mein Fräulein?“ fragte sie hinterhältig, ein Stückchen Kette mit spitzen Fingern emporhebend.

„— Nein, Madame — aus einem Pariser Bazar —“ die Slawin blieb von einer schamlosen Unbefangenheit.

„Fräulein Satascha hat die Gepflogenheit, Wertgegenstände bei mir herumliegen zu lassen,“ sprach André sarkastisch — und heißender, berechnet malitios:

„Ich habe Ihnen übrigens auch etwas abzugeben, gnädige Frau!“ Er griff in die Tasche und hielt ihr auf der flachen Hand etwas entgegen — offen — auf weißem Seidenpapier — — das Schloß ihrer Perlen, auf dem ein Brillant sprühte.

Désirée wich alles Blut zum Herzen.

Satascha zündete sich eine frische Zigarette an und maß die beiden erneut mit einem ihrer vielsagenden Seitenblicke.

„Ja — Sie schreiben mir deshalb — meinen Dank! — wo hat Ihr Diener es gefunden?“ murmelte Désirée mit weißen Lippen —

„— auf der Kurpromenade —?“

„Wahrscheinlich!“ Andrés Ausdruck war wahrhaft diabolisch.

„Du besitzt wirklich eine Perle an Waffileff!“ Satascha schob ein Holzscheit in den Kamin, ihn ungeniert duzend.

Désirée ließ sich matt in einen Klubsessel fallen —

Sie besaß im Augenblick weder die physische noch moralische Kraft fortzugehen.

Der Mann — erfüllt von kompliziertester Genußsucht — schwelgte in ihrem Leiden.

Denn Désirée — obschon sie sein

Interesse an ihr deutlich empfand — war fast am Rande ihrer Selbstbeherrschung vor Eifersucht — vor verletztem Stolz —

„Wie gut, daß das Schloß gefunden wurde — ein sehr glücklicher Zufall!“ — sagte Fräulein Satascha verbindlich.

„— O! — ich hätte mich darüber hinweggesetzt —! — Ich setze mich über noch ganz andere Dinge hinweg — über alles —“ rief Désirée hochfahrend.

Andrés Augen funkelten böse auf. — Hohnlächeln umzuckte seine Lippen.

Er hielt Satascha sein Zigarettenetui hin.

„Madame ist nämlich eine außerordentlich großzügige Natur — wissen Sie — weißt Du — sie gestattet ihren Verehrern unbegrenzte Freiheit — — en — bis an die Grenze des Lächerlichen!“

„Désirée duckte sich, als würde sie geschlagen.

„— Nehmen Sie noch einen Chartreuse, Madame! — Hab' ich nicht recht —?“

„Merci, monsieur —“ sie stand schon auf den Füßen — sah ihn verächtlich an — ihre Lippen formten das Wort: „Verfä!“

André d'Haussonville verging fast vor Entzücken.

Die Art dieser Frau reizte ihn in der beglückendsten Weise.

Dagegen war die andere ihm nur ein Spiel.

Und er hätte die Gedanken der sich quälenden Désirée sehr einfach beantworteten können:

„Ich habe sie nur herbestellt erpreß, um dich zu reizen!!“

Aber laut sagte er nur:

„So sitzen Sie doch still — welch' ein Temperament!!“

„— Nein! — Ich gehe — —“

„Nicht doch, Madame,“ widersprach Satascha — „wir haben Zeit —“

André füllte langsam die Gläser mit Crème de Vanille.

Désirée blieb unschlüssig — hin- und hergerissen von ihren Empfindungen.

Hinter den burgunderroten Vorhängen der Fenster verfärbte bläuliches Schneelicht sich mehr und mehr zu blassem Grau. Die Glut im Kamin schien intensiver — gleich einem Zauberfeuer — — In der elektrischen Flamme unter dem Absinthschirm suchte es.

Zu zweien hätte die Stunde heilig sein können — —

Auch die drei — in Disharmonie — schwiegen — —

„Wie werde ich sie wiedersehen??“ — sann André.

„Worauf beruht die Feindseligkeit zwischen den beiden??“ überlegte Fräulein Satascha.

„Warum rette ich mich nicht??“ grübelte Désirée.

„Wir sind heiterer — sonst — — nicht wahr, Sascha?“ lächelte der Mann.

„Aber ich bitte Dich, m'ami“ — tugendhaft — gesittet

Sopase und Augen tanzten in Lichtreflexen.

„Sie haben es nicht nötig, monsieur, von neuem aggressiv zu werden — —“ mit einem Sprung war Désirée bei ihren Handschuhen — ihrer Pelzpelerine — — Ihre Stimme bebte — mühsam zurückgedrängte Tränen erhöhten den Glanz ihrer Veilchenaugen.

André — schlank, diplomatenhaft

neben ihr, ordnete höflich den Umhang um ihre Schultern.

Sie zitterte — sah nur noch verschwommen — —

Verloren in ein Chaos von Gefühlen — —

Fräulein Satascha stand in lässiger Grazie.

„— Aber — Madame — wo bleibt das — Hinwegsehen —?!“ Ihre beringten Hände vollführten eine spielerische Bewegung.

„— Das tue ich ja soeben, mademoiselle — gründlich!!“

Allein trotz der versuchten fröhlichen Sicherheit trauten ihre Zuhörer dem Ton mehr als den Worten — —

Désirée reichte der Rivalin die Hand.

Es war, als wolle sie sie auch Herrn d'Haussonville entgegenstrecken — korrekt — — der Form wegen.

Doch André verharrte in eifriger Haltung — die Arme herabhängend — leichtgerundet —

„— Adieu, mein Herr — —“

„Meine Hochachtung, gnädige Frau!“ Er verbeugte sich tief.

Als die Tür hinter ihr zufiel, atmete Désirée auf.

„Der schlechte Mensch — niemals wieder —!!!—“

„Wie schlecht sie gespielt hat — morgen ist sie mein!“ dachte André triumphierend.

Kritik des Tages

„Kritik der Kritik.“ Die Aufsätze, die wir unter diesem Stichwort, anschließend an eine Buchbesprechung in der Rubrik „Literatur“ bringen mußten, haben uns wahrhaftig keine Freude gemacht. Immerhin fühlen wir uns verpflichtet, zu dieser leidigen Angelegenheit, nachdem nun in der letzten Antwort dieses Heftes das letzte Wort darüber verrauscht ist, Stellung zu nehmen — viel-

leicht schaut dann aus dem vielen Negativen doch auch ein Körnchen positiven Ergebnisses heraus.

Kein Zweifel, die Methode der literarischen Kritik, die unsere Väter übten, entspricht unserem Geschmack nicht mehr: sie scheuten sich sachlich vorzugehen, sie erhoben das Mittelmäßige in den Himmel, sie haben uns zuviel geistige Inzucht getrieben. (Ob

dies bei der K=schen Besprechung auch noch der Fall war oder nicht, darüber zu urteilen, kommt mir wegen persönlichem Beteiligtsein gerade an dieser Frage nicht zu.)

Man kann feststellen, daß die Bemühungen, aus diesem Fahrwasser herauszukommen und zu einer sachlicheren gegenseitigen Beurteilung zu gelangen, einigen Erfolg hatten. Nun scheinen aber diese Bemühungen gelegentlich zu einem anderen Extrem zu verleiten. An die Stelle des voreingenommenen Wohlwollens von früher tritt ausgesprochenes Ubelwollen. Die Sachlichkeit wird vielfach getrübt durch Einfließenlassen kleiner persönlicher Sticheleien und Gehässigkeiten. Ich habe beobachtet, daß manche Buchbesprechungen ihren Tenor nach der Summe von positiven und negativen Beziehungen einstellten, die der Rezensent zum Autor hatte. Auch dies ist ein Produkt unserer allzuengen Verhältnisse und wohl kaum ganz zu vermeiden. Hüten wir uns aber in unserem literarischen Leben einen solchen Standpunkt — den allzu uübelwollenden ebenjowenig wie den allzu wohlwollenden — zur Regel werden zu lassen, sonst gelangen wir nur allzurash in einen Sumpf von Gift und Galle. Es braucht nur einige allzu persönliche Bemerkungen, wie sie in unserem Fall bei der Beanstandung der K=schen Rezension gemacht wurden, und von Antwort zu Antwort steigert sich die Erregung und die Hemmungslosigkeit, mit der die Gegner aufeinander losschlagen. —

Literarischer Takt ist eben eine Sache, die, wenn sie nicht angeboren ist, mit viel Selbstbeherrschung erworben werden will — fehlt der Takt und die Selbstbeherrschung, nun dann — ja welchen Rat soll man dann geben?

Weihnachtsausstellungen. Es ist ein Verdienst der Ortsgruppen des Sebastian-Hann-Vereins, in den einzelnen Städtchen den Weihnachtsmarkt durch künstlerisch bedingte Ausstellungen belebt zu haben. Es sei gestattet, im Interesse der Vorwärtzentwicklung

dieser Unternehmungen an den letzten Ausstellungen der Ortsgruppe Hermannstadt Kritik auszuüben. Es scheint uns nämlich, als ob die Weihnachtsausstellungen nicht in dem Maße ausgebaut worden seien, als die Möglichkeit dazu vorgelegen hat. In den ersten Jahren schien wohl damit getan zu sein, daß man Bilder, Graphiken und künstlerische Erzeugnisse der Kleinindustrie, die eben zum Anbot gelangten, ausstellte. In der Nachkriegszeit nun, wo auch der ausländische Warenmarkt mit seinen Produkten ausseht, könnte die Sache wohl in etwas größerem Stil angepackt werden. Es könnte neben der Einsammlung der Kunstgegenstände, die jeder Künstler oder Produzent aus seinen bestehenden Vorräten einschickt, auch die Anregung erfolgen, durch die die Gewerbetreibenden veranlaßt werden, für einen lebhaften Weihnachtsmarkt des Hann-Vereins zu arbeiten. Wo die nötige Erfindungsgabe mangelt, könnte der Verein vermittelnd eingreifen und den Handwerkern die Hilfe der Künstler (Graphiker, Maler, Architekten) zukommen lassen. Systematisch und mit kräftiger Initiative angepackt, würden wir uns von dieser Methode Erfolg versprechen. Ich habe auf der letzten Weihnachtsausstellung die Beobachtung gemacht, daß die Käufer weniger nach den Bildern unserer Künstler (wohl auch wegen der herrschenden Geldknappheit) Umschau hielten, als nach kunstgewerblichen Gegenständen. Und was war da? Ein paar schmiedeeiserne Leuchter und Kaffeeten, und ein paar andere bescheidene Ansätze. Im großen für einen lebhaften Kaufverkehr war nichts Rechtes. Die buntbemalten Holzfiguren waren in etwas größerer Zahl vorhanden, „künstlerisch“ waren sie sicher nicht, der Preis dagegen recht eindrucksvoll.

Vielleicht gelingt es den Leitungen der Ortsgruppen künftighin doch etwas großzügigeres Leben in die Weihnachtsausstellungen zu bringen, die Hermannstädter Ortsgruppe z. B. hat ja mit der Einrichtung ihrer dauernden Verkaufsstelle viel gesunden Unternehmungsggeist bewiesen.

L i t e r a t u r

Der Weihnachtsverlag 1920 von W. Krafft, Hermannstadt.

Wenn dieser mit traditioneller Solidität großzügigen Unternehmungsgeist wirksam verbindende Verlag unserem literarischen Leben nicht zur Verfügung stünde, so wären demselben sozusagen alle Möglichkeiten, auch wirklich in Erscheinung zu treten, benommen. Wenn wir eine Besprechung der zahlreichen (auch die Rubrik „bildende Kunst“ berührenden) Neuerscheinungen folgen lassen, so können wir nicht umhin, das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst „unseres“ Verlags um die geistige und künstlerische Arbeit besonders zu betonen: Wir sind stolz auf diesen Verlag.

A. Meschendorfer. Leonore. — Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen. Bei W. Krafft, Hermannstadt 1920. Der Künstlerästhet Dr. Svend bummelt ohne jeden Beruf durch die Welt. Als eigenwilliger Lebenskünstler nimmt er sie in sein Fühlen auf und projiziert dies in die Sphäre des Verstandes auf einem Spiegel, dessen Belag stark romantisch gefärbt ist; von da ins Tagebuch, um dann nach Jahren über die Wirkung in seiner Seele zu lächeln.

Auf einer Reise von Wien nach Indien wird dieser skeptische, fast blasiierte Europäer in dem kleinen Kronstadt durch den schönen Gang eines Mädchens zur Frühlingszeit festgehalten. Er schreibt Leonore einige „dumme Briefe“, voll Abneigung gegen ihr Geschlecht und voll Hochmut gegen die kleinstädtische Misere, in der sie steckt: ihr Vater, ein Bankbeamter mit engbemessenem Tageskreis; ihr Begleiter, ein Ingenieur, der ihm wie ein Friseur vorkommt; ihre Schwester, die ein bestürztes Schafsgesicht macht und für die Sittlichkeit Leonores fürchtet. Er verrenkt sich auf dem schlechten Pflaster den Fuß; der Schauer vor den langweiligen Wochen, die er hier verbringen soll, läßt ihn die Eigenart dieses Fleckchens Erde zwischen Paris und Konstantinopel entdecken. In fein beobachteten, fesselnden Erlebnissen und Bildern spricht sein Tagebuch über Landschaft und Menschen. Auf Fahrten in prächtigem Biergespann erschließt sich ihm zugleich Leonores träumende, sehnsuchterfüllte Seele. Sie bestürmt ihn mit Fragen

über Kunst, Menschen, Liebe und Ehe und erhält als Antwort nur Stimmungen, Reflexionen (die einen großen Teil des Tagebuchs ausfüllen), aber nicht die Erfüllung einer großen Sehnsucht, die in jeder Frau schlummert. Der nach Kronstadt verschlagene Fremdling erzählt ihr wohl von den Gestaden des großen Lebensmeeres; seine passive, skeptische Natur jedoch gibt ihrer Seele nicht den ersehnten neuen Inhalt, sondern zerfasert sie schließlich, filtriert sie durch das Sieb der Reflexion und stiehlt sich dann weg, ohne die Rechnung zu begleichen. Er zerrt alles Gefühl in das Bewußtsein hinaus und mißt es mit dem Thermometer. Es gibt für ihn keine dauernde Liebe, die aus dem Unbewußten Illusionen schöpft und sich an ihnen heraufsch.

Für Augenblicke wenigstens ergreift ihn doch die Illusion der Liebe und es berauscht ihn der Blütenduft von Leonores Seele. Er fühlt fast Sehnsucht nach dem wohltemperierten Kleinstadtleben, dem trauten Heim (um 4 Kilo hat er an Gewicht zugenommen), und er küßt eines Abends Leonore beim Abschied in dem dunklen Tor ohne Versprechung oder Heuchelei. Gleich darauf ist ihm dies eine romantische Dummheit, die ihn rasend machen könnte! Eine wertherische Stimmung hat ihn ergriffen, treibt ihn nach einem Abschied mit platten Worten zum Bahnhof und wieder zurück zu ihr, macht ihn ins Gebirge fliehen, von wo er fluchtartig zu seiner Prinzessin zurückkehrt. Im selben Atemzug bejaht das Gefühl seine Leidenschaft und verneint sie der Verstand mit dem Vorrecht eines skeptisch lächelnden Despoten, „der es nie duldet, daß sich eine Leidenschaft bei mir ohne die spöttischen Randbemerkungen des Gehirns ausleben kann.“ — „Und so wie ich ihr das erste befreiende Lächeln entlockt hatte, ließ ich dann eine kalte derbe Douche folgen, die sie aus allen Träumereien riß.“ Durch dieses wüste Hin und Her wird Leonore scheinbar zum Ingenieur getrieben, „der sie wie ein schlammiger Mollusk umklammert hält, um alle Sehnsucht in ihr zu ersticken.“ Aber er soll sie nicht vor seinen Augen besitzen! Leonore wird vor der Hochzeit krank, und Dr. Svend sieht den Ingenieur in einem Wagen vorüberfahren mit einem Reisekoffer auf dem Kutschbock. „Le roi est parti, vive le roi!“

Auch Dr. Svend verläßt die Stadt und wirft am Bahnhof einen Brief in den Kasten, ohne Hoffnung für Leonore, mit dem Trost, daß sie stolz bleibe und daß er sie in seiner Seele wie ein kostbares Bild hege, das er in gewissen Stunden betrachten werde. Er kehrt zurück in die große Welt, um für das eigene, hadernde Herz in den Bergen über dem heiligen Fluß Ganges Frieden und Trost zu finden. —

Mit Recht erscheint dieses zum erstenmal in den „Karpathen“ veröffentlichte Werk als eigenes Buch, um neben der Reihe der Neuerscheinungen unserer heimischen Literatur seinen Platz einzunehmen. Ein Ehrenplatz muß ihm zugewiesen werden, denn es ist in fünfzehn Jahren nicht gealtert (kaum daß sich die Erörterung einiger Themen verschoben hat). Nicht ein Charakter wird in diesem Roman entwickelt, sondern das schwierige Problem einer gespaltenen, vielfältigen Seele Dr. Svend ist am Schluß der gleiche wie zu Beginn; der Wächter Verstand hat über den monatelang gehätschelten Dämon Gefühl doch gesiegt, elegisches Nachklingen des Kampfes und nach Jahren ein Lächeln über die Wirkung dieser Episode in seinem Tagebuch. Leonore bleibt auf halbem Weg zu einem Traume stehen und wird schmerzvoll, aber dennoch den Weg zur Wirklichkeit zurückfinden. Ein fein abwägender Künstlerästhet zeichnet dieses schwierige seelische Problem bewußt und mit sicherer Hand. Der Naturkünstler ist uns freilich das Ideal, aber in einer engen Heimat, wo man dem Nebenmenschen so leicht auf die Schulter klopfen kann, sind die kleinen Naturkünstler nicht immer eine erquickliche Erscheinung, und man begrüßt freudig den Künstlerästheten, der über dem Werk steht. Wer weiters Gestalten, nicht Probleme als das Höchste vom Dichter fordert, wird bemerken müssen, daß im Dialog zeitweilig die Gestalten hinter dem Thema zurückweichen und mehr dieses als jene scharf beleuchtet werden. Dafür gewinnt aber das Problem selbst Gestalt; denn wie feinstes Gespinnst schmiegt sich der Stil dem so wechselnden, so unruhigen Stimmungsgehalt und Rhythmus der Seele an und gibt uns fesselnde Momentaufnahmen.

Auch wer angesichts der Weltliteratur nicht zur heimischen gelangen kann oder will, darf an diesem Roman nicht vorübergehen, denn auch für ihn gibt es etwas Neues

darin: die überraschende Fähigkeit Meschendorfers, die Heimat mit den Augen des Weltmenschen zu sehen, zwischen Welt und Heimat zu vermitteln. Soll man es eine köstliche Mischung von Welt- und Heimatkunst nennen? —

An der äußeren Ausstattung des Buches mißfällt das Papier, dessen nicht genügender Lichtgegensatz zum Druck den Leser schnell ermüdet.

Dr. M. H.

Als interessante Ergänzung dazu:

Zum Neuerscheinen von Ad. Meschendorfers „Leonore“. Ein Brief von Dr. Hermann Konnerth.

Mein lieber Freund Meschendorfer!

Als deine „Leonore“ im Jahre 1908 zum erstenmal erschien, du brachtest sie in deinen „Karpathen“, war ich ferne der Heimat, mit eigenen Problemen beschäftigt, und las sie damals noch nicht. Viele haben sie damals noch nicht gelesen, auch solche, die gerade in der Heimat waren. Erst als ich vor etwas über Jahresfrist aus Frankreich wieder einmal in der Heimat angelangt war, holte ich mir jenen ersten Jahrgang der „Karpathen“ hervor, las die „Leonore“ und empfand sie als einen starken wunderbar wohlthuenden geistigen Händedruck von dir, für den ich dir damals gleich in einigen Zeilen dankte, indem ich dir sagte: „Wo man von solchen Händedruck empfangen wird, da ist man gerne zu Hause.“ Und jetzt, wo ich im Begriffe bin, die Heimat wieder zu verlassen, verweile ich gerne noch einen Tag, damit beschäftigt, die „Leonore“ noch einmal zu lesen und um dir noch mitzuteilen, warum sie mich so sehr ergriffen hat und warum ich mich so sehr darüber freue, daß sie nun auch als selbständiges Buch erscheinen soll.

Du weißt, ich habe unsere Heimat immer geliebt und war stolz auf diese Liebe. Wie sehr aber diese Heimat zum persönlichsten Ergebnis werden kann, das habe ich doch erst durch deine „Leonore“ erfahren. Ich könnte mir ein intensiveres Bild von ihr und ihren Menschen gar nicht vorstellen. Wie oft hat man es schon unternommen, sie zu zeichnen und zu schildern, ihre Geschichte zu erzählen: aber dies erst ist ihr wahres Bild. Und dieses Bild ist dir gelungen, weil du es dich dein Herzblut hast kosten lassen und einen schweren inneren Kampf. Es ist dir gelungen, weil du mit dieser Heimat erst einen grimmigen Kampf

gekämpft hast. Armer Freund, welcher einen Abgrund von schmerzlichsten Leiden spürt man noch hinter den Seiten der „Leonore“, aber auch glücklichster Freund, dem es gelungen ist, durch die „Leonore“ all dieses Leiden zu überwinden uns in einer solch geläuterten Form eine solche Fülle des lebendigsten Lebens erstehen zu lassen. In demselben Sinne hat einst Goethe-*Werther* am Leben gelitten und aus seinem Leiden heraus ein unvergängliches Leben geschaffen.

Mit deiner „Leonore“ hast du nicht allein eine Veröhnung deines Dichtertums mit der Heimat erreicht, sondern hast überhaupt erst beide in einer wunderbaren Harmonie rechtfertigt. Du bist in ihr erst zu deinem wahren Wesen, uns die Heimat ist in ihr zu ihrem reifsten Bilde gelangt. Vor der „Leonore“ schien die Heimat die größte Feindin, die größte Gefahr deines Künstlertums zu sein, — denn damals war dein Künstlertum noch ganz und gar romantischer Natur: reine Sehnsucht nach unendlichen Fernen. In der „Leonore“ geht der Held, Dr. Svend, an ihr und an Leonore, die man wohl als ihr Symbol ansprechen darf, zugrunde, denn wenn er sich auch nicht gleich *Werther* tötet, so ist seine schließliche Entfugung und seine endliche Flucht in den Trost des indischen Nirwanas dennoch ein ganz eigentlich tragisches Erliegen. — Es genügt, daß er die vier herrlichen Pferde, die „Leonore“ hätten zur Kirche bringen sollen, erschießen läßt — und das Leonore im einsamen Stolge unangetasteter Schönheit allein zurückbleibt. Wohl triumphiert die ewige Idee des Schönen, aber es ist ein tragisches Triumphieren im Erliegen. Das ist der Held deines Werkes, das ist sein Künstlertum. Deines hingegen hat in dieser souveränen Schilderung eines reinen Romantikers alle Romantik endgiltig überwunden und es steht mit einmal ein Bild vor uns von tiefer Realität und von leuchtender Durchsichtigkeit, klar und reich wie ein goldglühender Herbsttag in unserer Heimat.

Es scheint mir ein ganz besonders glücklicher Griff, daß du den Dr. Svend einen Fremden, einen Westeuropäer sein läßt. Um so stärker wird der Gegensatz empfunden, um dessen Erleben es sich in deinem Werke handelt. Du selbst empfindest dich seinerzeit, da ich dich kennen lernte, in deinem geistigen Wesen ganz und gar als einen der Heimat Entfremdeten. Nur noch ein seltsamer Zufall, eine Marotte des Schicksals, hat diesen Frem-

den gelegentlich einer indischen Reise nach Kronstadt verschlagen: und nun beginnt eine wunderbare Entwicklung. Erst interessiert ihn, den romantischen Sucher, Weltenbummler und Sammler lediglich das Seltsame, das scheinbar Exotische und Merkwürdige. An Leonore fesselt ihm zunächst der schöne Gang, sie geht „ebenso elastisch und mit so wundervollen Grazie“ wie eine Gazelle am Ganges. — Er bemerkt das Zusammenleben von drei Völkern und sagt von den Siebenbürger Sachsen: „ein absterbendes Völkchen, interessant wie alles, was nur einmal da war und nun untergehen soll.“ Er notiert: „Ich finde im Adreßkalender folgende rumänische Frauennamen: Eleonore, Marioare, Elena, Elisa, Lucretia, Juliana, Marcela, Anatalia, Lucia, Cordula, Sidonia, Teodora.“ Und dazu: „Eine Frau, die Marioare heißt, kann nie ganz häßlich sein.“ Und bald darauf: „Wenn man diese paar Sachsen, die noch leben, alle ausstopfen und in ihren Kostümen in diesen Häusern aufstellen könnte, so wäre diese Stadt ein ideales Museum, in dem man, auch längere Zeit verweilen könnte.“ — Dann aber wird das Erleben immer persönlicher und je näher alles ins Persönliche Lebendige trifft, um so großartiger entfaltet sich das allgemeine Bild. —

Der Held ist ein Fremder im Lande, aber um so gewaltiger wirkt es, wenn ihm dieses Land zum persönlichsten Schicksal wird. Und offenbar nur als persönliches Schicksal war ein so objektives allgemeines Bild des Landes möglich.

Man hat mich oft in Verlegenheit gebracht, wenn man mich in Deutschland nach einem Buche fragte, das ein überstichtliches Bild unserer Heimat gebe. Sollte ich eines unserer historischen Werke nennen? — Nun aber hat alle Verlegenheit ein Ende: freudig kann ich deine „Leonore“ nennen und weiß, daß ich ein Werk von hohem künstlerischen Werte genannt habe, ein Werk, das auf wenigen Seiten eine wahre Unendlichkeit bietet und dessen Lektüre für jeden Europäer ein Genuß sein kann, für jeden einzelnen von uns aber eine Selbstverständlichkeit sein sollte. Ich selbst werde das Werk noch öfters lesen und weiß schon, daß ich jedesmal ganz neue Züge und neues Wesen in ihm entdecken werde. Es gehört zu den „unererschöpflichen“, die nicht nur gut gemacht sind, hinter denen echte Kultur steckt, die selber echte Kultur sind.

Und wenn unsere Heimat, was ich aber nicht glauben kann, wirklich einmal verloren sein sollte, dann bliebe doch manche geistige Tat noch da, die nicht nur Museumswert hätte, sondern an sich und als solche lebendig und unverlierbar ist und von ihr zeugen mag: und dazu gehört, das glaube mir, auch keine „Leonore“.

In der geistigen Tat erst lebt und bleibt unsere Heimat. In ihr finden wir das, was Dr. Svend im indischen Nirwana zu finden meint: „Friede ist hier und eine Heimat, und Trost für alle, die sich suchen!“

So laß mich morgen wieder hinausfahren: hier oder dort, wir bleiben einander verbunden.

In steter Dankbarkeit

dein Hermann Konnerth.

Weitere Besprechungen folgen im nächsten Heft.

Kritik der Kritik. Ich schicke voraus, daß es mir nicht gegeben ist, in solch „gemeiner“ Art zu polemisieren, wie das Dr. Alfred Roth tut — den Ausdruck „gemein“ entnehme ich seiner letzten Antwort in unserer Polemik über Esakis „Vorbericht“ —; es steht mir eben die nötige, von den Proletariern heute geübte Schreibweise nicht zu Gebote, die unausgesetzt mit den niedrigsten Verdächtigungen arbeitet, und die meinem Gegner so natürlich aus der Feder fließt, daß er damit gegebenenfalls in einem Bolschewik-Bureau die schönsten Aussichten hätte, hinaufzusteigen.

Sachlich sieht ja bei solchen unnützen Zänkereien, die für Dr. Roth ein Lebensbedürfnis zu sein scheinen, herzlich wenig heraus, so daß es mir, wie ich schon erklärt habe, um jede Minute, die ich darauf verschwenden muß, schade ist, nicht „vom hohen Ross herab“, sondern weil ich meine Zeit sonst besser zu verwenden pflege. Roth hat diesmal nun alles gesagt, was er eigentlich schon zum vorigenmal gegen mich auf seiner Leber trug, er hat sich, um in seinem Jargon zu reden, ausgespußt; bloß noch zum Schein schiebt er eine sachliche Einwendung gegen meine Kritik über Esakis Vorbericht ein, und bricht dann in eine Flut von persönlichen Schmähungen aus, um welche es ihm auch früher ja einzig und allein zu tun war.

Das Tröpflein Sachlichkeit, das in diese Flut giftigen Rothischen Geifers sich verloren hat, ist, wie gesagt, auch nur zum Scheine

da. Ich habe in meiner ersten Antwort klar bewiesen, daß ich nicht, wie Roth behauptete, in meiner Kritik des Esakischen Vorberichtes die literarwissenschaftliche Arbeit von Adolf Schullerus, O. Wittstock u. a. neuern heimischen Germanisten zurückgesetzt oder gar als „Kindereien“ bezeichnet, sondern ausdrücklich unsere heimische Literaturwissenschaft seit Ende des 19ten Jahrhunderts hervorgehoben und anerkannt habe. Gegen diesen Beweis führt Roth auch in seinem „Schlußwort“ keine Gegenstände an, weil es keine gibt; er zerrt aber einen anderen Satz aus meiner Besprechung herbei, der durchaus einen Gedanken für sich behandelt, nämlich den, daß Esaki „der erste siebenbürgisch-deutsche Literaturhistoriker sei der unsere siebenb.-deutsche Dichtkunst selbst auch wirklich ernst nimmt.“ Auch diesen Satz halte ich unbedingt aufrecht; damit ist keineswegs die germanistische Arbeit von Männern wie A. Schullerus und O. Wittstock heruntergesetzt oder auch nur angetastet, sondern bloß die Tatsache berührt, daß selbst Schullerus in seinem „Michael Albert“ die Werke dieses Dichters nicht an einem absoluten Maßstabe mißt, sondern bloß an einem relativen, sagen wir: heimischen, und sie damit nicht „wirklich ernst nimmt“. Richard Esaki ist also — das wird sich objektiv nicht widerlegen lassen, wenn man subjektiv darüber auch anderer Meinung sein mag — jedenfalls der erste Mann seines Fachs, der den Glauben hat an unsere Dichtkunst.

Dr. Roth aber zeigt, indem er meinen oben angeführten Satz in einen Zusammenhang hineinstellt, in den er nicht gehört, daß er, wie ich schon früher festgestellt habe, nicht lesen kann und will — was ich schreibe; ferner, daß er die einfachste stilistische Regel nicht beachtet, die lautet: zuerst denken, und dann schreiben! So kommt es, daß er mitten in seinen eigenen Unrichtigkeiten fortwährend mit wüsten, meine Arbeit herabsetzenden Urteilen wie: „sachlich durchaus unrichtiger Satz“, „geistlose Phrase“ u. a. um sich wirft, die nicht treffen, ähnlich wie ein betrunkenener Holzschneider sich gegen seinen nüchtern arbeitenden Kollegen prahlt, er werde innerhalb einer Stunde eine Klapfer spalten, dabei schlägt er den ganzen Tag mit seiner Art bloß Löcher in die Erde, anstatt Scheite zu zerfleinern.

Das Bramarbasieren versteht Roth auch sonst besser als das Kritizieren; er kehrt gerne den Gesinnungsproß heraus und gleicht darin

dem Engländer, der unter fortwährendem Moralgebrause nach außen die eigene Leere an jenem seltensten Gut der Seele nach innen zu verschleiern sucht. Ich hatte Roth — wozu ich mich nach einem völlig aus der Luft gegriffenen giftigen Ausfall Roths gegen mich in seiner Besprechung von Esakis „Vorbericht“ in der „Deutschen Tagespost“ — Sachlichkeit, dein Name ist Alfred Roth! — welcher der gesamten Redaktion des Blattes, wie mir versichert wurde, höchst peinlich war, berechtigt fühlte — Voreingenommenheit gegen mich vorgeworfen, sonst nichts; er bezeichnet diesen meinen Vorwurf als „gemeine Unterstellungen“. Diese Bezeichnung ist erstens sachlich nicht richtig; denn wenn ich jemand der Voreingenommenheit gegen mich beschuldige, so ist das noch lange keine „gemeine Unterstellung“; zweitens bleibt es doch gefährlich, selbst wenn man sich über einen solchen, im Grunde geringfügigen Vorwurf gekränkt fühlt, seine Ausdrücke zur Abwehr gleich aus dem Sprachschatz der Proletarier zu entnehmen, der freilich Roth sehr leicht zur Hand zu sein scheint.

Indem er wieder sich selbst in die Brust schlägt, kehrt nun Roth den Spieß auch furchtbar gegen mich um; er beschuldigt mich, was ja schon der verborgene, einzige Sinn seiner ersten Auslassungen war, ich wollte um den Namen Richard Esakis „Lärm und Veräucherung veranstalten.“ Demgegenüber gestehe ich hier offen, daß mir Esakis Buch eine wahrhafte, große Freude bereitet hat; auf mich wirkte es als eine Tat, als die erste energische, starke Rundgebung dafür, daß unsere siebendürg.-deutsche Dichtung lebensfähig und zukunftsfähig sei. Möglich, daß diese Freude als subjektiver Unterton in meiner Besprechung des Buches mitklingt; aber ganz frei von Subjektivität sind ja nicht einmal die Kritiken Lessings, geschweige denn die Gegenkritiken Dr. A. Roths. Abrißgen werde ich mir mein Recht, mich für eine gute Sache zu erwärmen, auch fernerhin durch kühl-schnauzige sogenannte „Fachleute“ nicht einschränken lassen.

Im Zusammenhang mit diesem gegen mich erhobenen Vorwurf der Veräucherung Esakis ergibt sich von selber ein weiterer kostbarer Zug zur Charakteristik des Gesinnungsprogen Roths. Er schreibt in seiner ersten Kritik meiner Kritik, nachdem er A. Schullerus in langatmigen Sätzen als den Bahnbrecher in unserer heimischen Literaturwissenschaft gepriesen, wörtlich: „Gegenüber

spezifisch sächsischem Argwohn muß ich bemerken, daß ich diese Tatsache hier nicht hervorhebe, weil ich dem jetzt auf jedem Gebiete so mächtigen Mann vielleicht schmeicheln möchte oder weil ich durch persönliche Verehrung befangen wäre, sondern einfach weil es der wissenschaftliche Anstand gebietet...“ Eine, für deutsches Empfinden, schamlosere Schmeichelei als diese habe ich noch nie in einer öffentlichen Zeitung gelesen; und, nach englischer Methode, ist sie auch geschickt verschleiert. Wenn ich nun schon jemand hätte „beräuchern“ wollen, wie Roth annimmt, so wäre es jedenfalls auch für mich vorteilhafter und erfolgsversprechender gewesen, wenn auch ich mich mit jener erhabenen Prozedur an A. Schullerus versucht hätte; zwar bin ich überzeugt davon, daß sowohl dieser Mann als auch R. Esaki solchen „Veräucherungen“ gegenüber sich angeekelt fühlen.

Zum Schluß noch ein Wort über den „Fachmann“ Dr. Alfr. Roth, als den er sich selbst ausgibt, wie er ja auch naiver Weise berichtet, es hätten „mehrere Sachkundige“ seiner Auffassung recht gegeben, wogegen ich ihn versichern kann, daß meine „Sachkundigen“ Freunde mir beigeplichtet haben, wie wahrhaftig nicht anders zu erwarten war. Worauf stützt aber Roth seine selbststichere These, daß er der „Fachmann“ sei, in welcher natürlich mir gegenüber die abweisende Handbewegung drinsteckt: „Und du bist bloß ein Laie.“ Aber diese Frage kann bloß die Tatsache entscheiden, wieviel wir beide auf literarischem Gebiete gearbeitet haben. Ich habe zweifellos mehr gearbeitet als Roth, halte mich aber keineswegs für einen „Fachmann“, ebensowenig wie ihn. Und wenn er meinen Beruf beschimpft, indem er schreibt: „daß die gemeinen Unterstellungen charakteristischerweise auf dem Boden meiner christlichen Liebe erstehen konnten,“ will mir scheinen, daß Roth zuviel, die besten Stunden des Tages, mit seinen Hosen auf der Schulmeisterbank herumtrüffelt und erst recht auf seinem Schachklubstisch, um für geistige Arbeit in höherem Sinne jemals ernstlich in Betracht zu kommen. Im Schachspiel allerdings räume ich ihm gerne den Vorrang vor mir ein, ebenso in seinen sonstigen orientalischen Gewohnheiten.

Hermann Klöß, Untergang. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Verlag Jos. Drotless, Hermannstadt. Das Drama behandelt den Untergang eines Marktflecken durch eine

Aberschwemmung. Dabei treten die stärksten und gemeinsten Parteigegegensätze innerhalb der Bewohnerschaft zu Tage, die durch die drohende Gefahr nicht aufgehoben, sondern wie in einem Fieber noch gesteigert werden. Insbesondere ist dem erotischen Erlebens der Leute ein breites Feld eingeräumt, wodurch die Parteileidenschaften noch mehr aufgestachelt werden. Einzig der Mühlenpächtersohn Thomas Fuß und der verbummelte Schauspieler Joseph vertreten einen idealistisch-sozialen Standpunkt über den Parteien, sind aber vergeblich bemüht, die Bauern zu einmütiger Arbeit gegen die drohende Gefahr aufzubieten. Auch die Kellnerin Margreth neigt mit ihrer Seele zur besseren höheren Welt, während ihre Sinnlichkeit sie ein Opfer der Gemeinheit werden läßt. Nachdem zuerst Joseph bei den Rettungsarbeiten ertrunken ist, reißt die Flut alle übrigen auch rettungslos in den Untergang.

Es wäre notwendig, zu den Dramen von Klöß einen grundsätzlichen Standpunkt zu finden, wenn man das vorliegende Werk möglichst „richtig“ beurteilen will. Wer aber kann heute einen allgemein gültigen Begriff vom Wesen der Tragödie geben? Zwischen der Meinung etwa Paul Ernsts, dem auch Lear und Othello eher als komische wie als tragische Stoffe erscheinen und der Definition Arno Holzens: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird es nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung“ gibt es noch so viele Möglichkeiten mitten inne, die alle ihre relative Berechtigung haben können und ihre zeitliche Berechtigung auch tatsächlich erleben. So kann ein heute über Klöß gefälltes Urteil über zehn Jahre schon allgemein als verfehlt oder allgemein als berechtigt erscheinen. Nur eines ist doch wohl heute schon möglich zu beantworten: ob wir es mit Werken eines Künstlers zu tun haben oder nicht? Und die bejahende Antwort ist für mich zweifellos. Aber die Kunstmittel verdienen wohl noch eine genauere Untersuchung und mögen eine Beurteilung von einem zeitlich und persönlich bedingten Standpunkt erfahren.

Groß gesehen und stark gestaltet ist der Stoff an sich: die Aberschwemmung und der Parteihaß der Menschen. Eine elementare Naturgewalt, von der als Hintergrund sich die Kläglichkeit menschlicher Leidenschaft und die Größe menschlicher Opferfähigkeit wirksam

abhebt. Und in alle Szenen klingt das Rauschen der Flut hinein, aus vielen Reden und Bildern wächst sie als wesenhafte, schicksalweisende Macht hervor. Ebenso äußert sich die menschliche Leidenschaft in der dramatischen Spannung, in der wie mit Explosivstoffen geladenen Stimmung einzelner Szenen sehr wirkungsvoll. Man spricht ständig mit einem Affekt, als rede man im Fieber oder halben Wahnsinn. Und diesen „Affekt“ halte ich für den stärksten Beweis, daß Klöß in der Tat Dramatiker ist. Schließlich ist die Gewalt der Sprache, besonders in einzelnen der visionären Reden von Thomas und Joseph sehr groß.

Nun aber zu den Ausdrucksmitteln im einzelnen. Wir haben es mit einer schlechthin eigenartigen Darstellungsweise zu tun, die in einzelnen Zügen wohl, aber nicht in ihrem Ganzen Ähnlichkeiten mit anderen „Richtungen“ aufweist. So ist die peinlich derbe Ausdrucksweise, besonders in erotischen Dingen, Merkmal des Naturalismus, aber ihre Bindung durch den Vers¹⁾ widerspricht diesem. Die Verachtung jeder „Wahrscheinlichkeit“ in Situation und Charakteren entspricht einer symbolistischen Ideendichtung, dem stehen aber wieder die ausgesprochen realistisch-individualisierten Namen und Milieuzeichnungen gegenüber. Es mag nun der gegenwärtige „Expressionismus“ solche Stimmischung sich gestatten, aber auch die mir bekannten Dichtungen dieser Art tun dies so, daß sie entweder einen einheitlich „unwirklichen“ Stil durchhalten, oder zur Kennzeichnung des Kontrastes verschiedener realer oder Empfindungswelten in einzelnen Personen oder Szenen Stilwechsel eintreten lassen. Dies ist auch der Fall in Klöß' „Nachfolge Christi“, wo der Träger des Ideals in der Gemeinheit der Umgebung abhebt, wo aber der einheitlichen Form wegen auch für die realistischen Sprecher der Vers gewählt wurde. Hier jedoch geht es rettungslos durcheinander. Wohl vertreten Thomas und Joseph eine höhere, reinere Welt und ihre Rede bleibt rein von Unflätigkeiten und Naturalismen des Dialekts. Aber diese beiden stehen doch nicht so außerhalb der anderen, noch sind sie

¹⁾ Ganz entschieden bedauert werden muß es, daß der Versbau in solcher Art behandelt wurde, daß viele Verse — sei es nun gewollt oder ungewollt — mehr stolpern als fließen.

stark genug als Vertreter einer „Idee“ hervorgehoben, um ihrerseits die Stillisierung der anderen zu tragen.

Auch Handlung und Charakterzeichnung leiden unter diesem Schwanken zwischen zwei Stilarten. Während kraß-wirkliche und mögliche Dinge — wie Bierauslöcher, ein Stuhlrichter mit zwei Gendarmen und allerlei „Handgreiflichkeiten“ — auf und hinter der Bühne vorkommen, bilden die „Geretteten“ und ihre ganze Rettung ein überflüssig mystisches Element. Die Handlung schreitet auch nicht sichtlich fort, schon im ersten Aufzug z. B. glaubt man, die Flut sei in unmittelbarer Nähe, und dann dauert es doch — einen oder mehrere? ich weiß es nicht — Tage, bis die drohende Gefahr wirklich hereinbricht. Und auch in den anderen Ereignissen, z. B. im Verkehr Margreths mit Fuß und Thomas, läßt sich nur ein Hin- und Her-schwanken, aber kaum eine Entwicklung feststellen. Mag auch für dies Stück die „Stimmung“ wichtiger sein als die Handlung — wird einmal mit so realen Dingen wie Pachtvertrag, Vergewaltigung und Mord gearbeitet, so verlangen wir auch ihre Verknüpfung zu einer realen dramatisch gesteigerten Handlung.

Ebenso fehlt den Charakteren ihre individuelle Realität trotz der realistischen Reden, die sie führen. Fuß und Gierlich, die

beiden Hauptgegner, sind nur wenig von einander unterschiedene schemenhafte Typen bäuerlichen Parteigeistes. Wie aufgeblasene Spielfiguren erscheinen diese Leute, die in sich zusammensinken, sowie die vom Dichter in sie gehauchte Luft entweicht. Nur die idealistischen Gestalten tragen wirkliches Leben in sich — eben weil bei ihnen Wesen und Ausdruck übereinstimmen.

Eine Erklärung, um nicht zu sagen, „Entschuldigung“ dieses gemischten realistisch-symbolistischen Stils kann ich mir denken. Und das ist die Möglichkeit, daß der Dichter, von höchst realen Erfahrungen ausgehend, diese symbolisch-typisch gestalten wollte. Nicht etwa, als ob es sich um eine Allegorie im einzelnen handele, aber doch liegt der Gedanke nahe, in dem Stück den Zustand — oder sagen wir es gerade heraus, den — Untergang des sächsischen Bauernvolkes dargestellt zu sehen. Aber Wahrheit und Irrtum in diesem tiefsten Sinne aber wird wohl erst recht nur die Zukunft richten können. Einem starken subjektiv-persönlichen Erleben des mit seinem Volke mitlebenden und sterbenden Dichters verdankt in diesem Fall das Werk seinen Ursprung und vielleicht erscheint es über fünfzig Jahre als historisches Drama von eminent tragischer Wahrheit, gerade weil es heute so „unwahrscheinlich“ ist. Wer weiß es?
B. C.

Bildende Kunst

Künstler-Kalender 1921. Verlag W. Krafft, Hermannstadt. Ein überaus glücklicher Gedanke in der denkbar glücklichsten Ausführung. Hermann Lani hat sich in der Fähigkeit fast selbst übertroffen, all den vielseitigen Ansprüchen, die in diesem reichen Verlagsjahr an ihn gestellt wurden, in immer neuen überraschenden Inventionen vollaus zu genügen. Auch in dem Titelblatt dieses Kalenders weiß er dem Wesentlichen eine scharfe künstlerische Note zu geben: aus dem tiefen Schwarz des Untergrundes springt in hellleuchtendem Weiß die geruhig und breit gelagerten Zahlen des „1921“ heraus, festlich und verheißungsvoll strahlen in grün und violett gehaltene Ornamente auf.

Das Innere des Kalenders enthält Radierungen, Federzeichnungen, Kohle- und Bleistiftskizzen heimischer Künstler — für jeden Monat ein Blatt. Unsere besten Namen

sind vertreten, daneben verraten auch stillere Talente ihr Können.

Lithographische Ausführung (bei Lehmann in Kronstadt), Papier und sonstige Ausführung sind erstklassig. Man kann nur wünschen, daß der Kalender bei immer weiterem Ausbau eine ständige Erscheinung werden möge.

Det Rottkäppchen und det Sneewittchen. An saksjesken Raimen vom Plaz Helen, gezeichnet vum Hieng Dolf. Hermannstadt 1920, Verlag W. Krafft. In diesem Bilderbuch kommt dem Erzähler eine gleich große Wichtigkeit zu wie dem Zeichner. Zunächst also etwas zu den gebundene sächsische Rede gebrachten beiden Märchen. Es ist gut, daß das sächsische Idiom statt „Vers“ „Raim“ sagt (damit also die Verszeile meint) — denn die Reime gehen

wohl recht klingend und rein, aber über die Verse möchte ich nicht gerne eine metrische Untersuchung schreiben müssen. Sie mögen zum Teil dem rhythmischen Sinn, den das Kind schon sehr ausgebildet besitzt, schwer eingehen. Da ich mit den Desiderien begonnen habe, anschließend noch eines: Ist wohl die Form der Rede und Gegenrede, in die Schneewittchen und Rotkäppchen gebracht wurden, dem Wesen des Märchens angemessen? Märchen wollen erzählt sein, wollen der Phantasie viel mehr hinsichtlich des lebendigen Geschehens als des Empfindens Stützen geben. Der Dialog aber bringt das Empfinden und Denken der Sprechenden zum Ausdruck und kann das Geschehen meistens nur andeuten. (In diesem Sinne vermissen wir auch den rechten Einklang zwischen Wort und Bild in diesem Bilderbuch.)

Das Talent der Dichterin scheint mir in der Fähigkeit zu liegen, den Stimmungsgehalt der Märchen mit den in der sächsischen Mundart liegenden Mitteln poetisch zu durchdringen. Es gibt Stellen von reizend-

schelmischer Wirkung, dabei kommen dem im kindlichen Bewußtsein möglichen Vorstellungsinhalt überaus glücklich gewählte Wendungen und Bilder der dialektischen Ausdrucksweise zu Hilfe.

Die Schwarz-weiß-Zeichnungen gehen auf die drollige und das idyllische Kleinleben betonende Note des Textes sehr nett ein; sie besitzen Ausdruck und Stimmung. Wenig gelungen erscheint das Kompositivische der Bilder als Gesamtwirkung; damit steht wohl auch im Zusammenhang, daß oft ein zu großes Durcheinander herrscht und die Zeichnung, deren einzelne Teile auseinanderzuhalten oft selbst dem Auge des Erwachsenen schwer fällt, für das kindliche Sehen manchmal zum Bezierbild wird.

Das Unternehmen als solches, wenn ihm auch noch einzelne Schwächen eines ersten Versuches anhaften, bedeutet für unsere mundartliche Dichtung und bodenständige Kunst eine Bereicherung, und die sorgfältige Ausstattung gereicht dem Verlag Krafft zur Ehre.

Zeitungen und Zeitschriften

Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das Jahr 1921. Verlag Jol. Drotleff, Hermannstadt. Der 52. Jahrgang dieses von Ernst Jekelius überaus vielseitig redigierten Kalenders ist dem Andenken Samuel von Brukenthals (21. Juli 1921 200 jähriger Geburtstag) gewidmet. So sind denn auch die historischen Aufsätze auf Brukenthal eingestellt: Eine Würdigung seines Wirkens gibt J. Zeutsch, eine Beschreibung der durch ihn begründeten Brukenthalischen Sammlung M. Csaki; O. W. schreibt über Brukenthal als Staatsmann und G. A. Schuller über Brukenthals Glaubensstreue. Das Muster eines tiefempfundenen Nach-

rufes finden wir in J. Zeutschs Artikel über den verstorbenen Direktor des Landeskirchenseminars Josef Capesius.

Der reichhaltige belletristische Teil des Kalenders interessiert besonders wegen der Feinfühligkeit, mit der ein literarisches Niveau gewahrt und doch die Aufnahms- und Genußmöglichkeit für das breite Publikum des Kalenders gesichert wurde. Und das ist gewiß eine nicht leichte Aufgabe. Hervorzuheben ist die lyrische Auswahl, die der Schriftleiter überaus abwechslungsreich mit viel Sinn auch für einen anmutigen Humor getroffen hat.

Mitteilungen der Schriftleitung

Vom Zufall. Der unter diesem Titel in diesem Heft erscheinende Aufsatz unseres geschätzten Mitarbeiters, Herrn Univ.-Prof.

Dr. Carl Siegel, stimmt inhaltlich mit einem am 5. Dez. 1920 im Verein der christl. Deutschen in Czernowitz gehaltenen Vortrag überein.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporergasse 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt. —

Zensuriert: durch Cenzura Sibiiu.